

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Käthe Hardeland

Elise Averdieck

Aus dem Leben einer Hundertjährigen

FREIE EVANG. GEMEINDE HAMBURG

HOLSTENWALL 21

BEZIRK HAMBURG-OST

2 HAMBURG 22, GRILLPARZERSTR. 5, RUF 23 28-71

1/29

GB

ASEL

Elise Averdieck

(1808—1907)

Elise Averdieck ist in ihrem langen Leben in besonderer Weise von Gott gebraucht worden. Sie hat sich die Aufgaben, die ihr nach und nach zufielen, wahrlich nicht selbst gesucht, aber sie hat die ihr von Gott verliehenen Gaben willig und ganz in seinen Dienst gestellt und wurde so eine Segensträgerin. Schritt für Schritt ließ sie sich führen. Aus der jungen Lehrerin wurde schließlich eine Diakonisse, und in diesem Dienst der Barmherzigkeit als Diakonissenmutter und Oberin der von ihr aus kleinsten Anfängen geschaffenen Anstalten, des Krankenhauses „Bethesda“ und des Siechenhauses „Salem“, war sie ganz in ihrem Element. Sie hatte auch eine schriftstellerische Begabung, und wenn auch ihre Kindergeschichten heute vielleicht nicht mehr ganz „aktuell“ sind, so atmen sie doch christlichen Geist und offenbaren die tiefen Gemütswerte einer „guten alten Zeit“.

Das vorliegende Lebensbild läßt die ganze Originalität und Einzigartigkeit dieser „Hundertjährigen“ in Zitaten aus Tagebuchblättern und Briefen reichlich zur Geltung kommen.

Band 126 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Elise Averdieck

Aus dem Leben einer Hundertjährigen

Von

Käte Hardeland



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
Frohe Kinderzeit	7
Jugendjahre	8
In Dr. Günthers Institut	11
Die Lehrerin	14
Daheim	17
Ferien	25
Am Scheidewege	29
Die Diakonisse	33
Feierabend	47
Die letzten Jahre	60
Benutzte Literatur	64

Copyright 1958 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Druckerei H. Rathmann, Marburg/Lahn

Vorwort

Hundert Jahre! Welch ein langes Leben! Nie hätte Elise Averdieck gedacht, daß sie einmal solch ein hohes Alter erreichen würde, hätte es sich auch nicht gewünscht. Gab es doch Zeiten, wo allerlei Beschwerden ihr Leben überschatteten und es ihr größter Wunsch war, einmal früh ihren Erdenlauf beschließen zu dürfen. Obwohl mit einem fröhlichen Herzen begabt, das sie sich bis ins hohe Alter bewahrt hat, ging es doch nicht ohne Tränen und heißes Ringen ab, bis sie dahin gelangte, wohin Gott sie haben wollte, und unter seiner Führung durch Freud und Leid reifte sie heran zu der abgeklärten Persönlichkeit, als die sie allen, die ihr im Leben begegneten, und die sich auch später an ihren Büchern erquicken durften, entgegentrat oder vor der Seele steht.

Wollte man ein Wort aus der Heiligen Schrift über ihr Leben setzen, so hat sich das an ihr bewahrheitet, das Gott einst zu Abraham sprach: „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein.“ (1. Mose 12, 2.)

Seien es nun ihre Schüler und Schülerinnen, denen Elise Averdieck eine vorzügliche Lehrerin war, seien es die Kranken und jungen Schwestern, die ihr, der Diakonissenmutter in „Bethesda“, im späteren Leben anvertraut waren — alle wurden sie gesegnet durch ihre geheiligte Persönlichkeit, ihr Vorbild, ihr Werk und ganzes Wesen. Nicht zuletzt sind es die Kinder, denen Elise Averdieck durch ihre Erzählungen zum Segen wurde. Wer dünkte im Alter nicht gern an die Jahre der Kindheit zurück, wo diese Geschichten auch sein Herz entzückten und beglückten? Unvergeßlich leben sie in dem alternden Herzen als ein Schatz der

Kinderjahre. Die Erinnerung lebt wieder auf, wenn der Name Elise Averdieck fällt, und so soll denn dies Büchlein dazu dienen, uns das Leben dieser von so vielen geliebten und verehrten Frau vor die Seele zu stellen und es dadurch allen Lesern zum Segen werden zu lassen.

Frohe Kinderzeit

Elise Averdieck war das zweite Kind in einem großen Geschwisterkreise. 12 Kinder nannte Georg Friedrich Averdieck, ein wohlhabender und hochgeachteter Kaufmann in Hamburg, sein eigen. Am 26. Februar 1808 geboren, wuchs Elise in einem harmonischen Familienkreise auf, führten doch die Eltern eine überaus glückliche Ehe. Nie fiel ein böses Wort, nie wurde ein unfreundlicher Blick unter den Ehegatten getauscht, und in solch einer Luft konnten die jungen Pflänzchen gut gedeihen. Alle Kinder waren an strikten Gehorsam gewöhnt, und fragte eins: „Warum?“, so bekam es die Antwort: „Weil ich es will.“ Das genügte, und kein ungueter Geist konnte bei dieser Erziehung aufkommen.

Elise hat eine fröhliche Kinderzeit gehabt. „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen“, hat schon Heinrich Pestalozzi gesagt, und so war es hier auch. Es war eine muntere Kinderschar, die dort im Garten und Hof des alten Kaufmannshauses, auf den Speichern und Lagerräumen und zwischen den Kisten und Kasten und Säcken auf der großen Diele so herrlich spielen konnte. Zu den Geschwistern gesellten sich noch die Vettern, Basen und Nachbarskinder; doch müssen Elise, ihre Brüder und Schwestern wohl die muntersten gewesen sein; sonst hätte es wohl nicht geheißt: „Und am Geschrei und am Gequiëks erkennt man gleich die Averdiecks.“

Am schönsten aber war es, wenn es hinausging in die ländliche Freiheit. Der Vater hatte ein Sommerhaus an der Alster gemietet. Am Strande konn-

ten die Kinder Burgen und Festungen bauen, und fiel auch mal eins ins Wasser, so war das nicht schlimm, war es doch flach hier, und man brauchte nach dem Sturz höchstens für trockene Kleider zu sorgen. Im Garten konnte man in die Bäume klettern und das Obst abnehmen. Ganze Körbe voll wurden geerntet und für den Winter eingeheimst, nachdem man sich natürlich erst einmal gründlich satt gegessen hatte. Das war ein sonniges Kinderleben, voller Heiterkeit und Lachen, unter dem die Kinder fröhlich heranwuchsen.

Die Schule machte Elise keine Not. Mit regem Geist nahm sie alles auf, was es zu hören und zu lernen gab. Die Religionsstunden waren ihr die liebsten; Handarbeiten mochte sie gar nicht, dagegen war Aufsätzeschreiben ihr eine Lust. Die Freude am Schreiben ist ihr geblieben, bis ihr der Tod die Feder aus der Hand nahm.

Jugendjahre

Mit dem Jahre 1823 schloß sich das Tor der Kindheit. Elise war jetzt 15 Jahre und sollte mit ihrer Schwester Hannchen zusammen eingesegnet werden. Gut vorbereitet war sie durch den Religionsunterricht in der Schule, wo der Kandidat Claudius, ein Sohn des Wandsbecker Boten, sowie der Kandidat Rautenberg, ihr späterer Seelsorger, einen guten Grund gelegt hatten. Doch sie spürte bald den Unterschied zwischen dem Unterricht jener beiden Lehrer und dem des freisinnigen Pastors. Sie schrieb das Gehörte zwar gern nieder, doch war es nur totes Wissen, das

kein inneres Leben zu wecken vermochte. Die Bibel war ihr nichts weiter als ein Geschichtsbuch. Der freisinnige Pastor stellte den jungen Menschenkindern Jesus Christus nicht als den Sohn Gottes und den Heiland der Sünder vor die Seele. So sah Elise in ihm nur einen Propheten. Wie staunte sie, als eine jüdische Frau ihr eines Tages sagte: „Wir halten Jesus auch für einen großen Propheten“! Sie erschrak. War *sie* denn ein Jude? Mehr als ein Prophet war ihr Jesus doch auch nicht. In ihrer inneren Not wandte sie sich an eine reifere Freundin. „Du, die jetzigen Juden halten Jesus für einen Propheten; was ist er denn sonst?“ Da sah die Freundin sie mit innigem Blick an: „Elise, er ist ja doch unser Erlöser! Wo sollte ich mit meinen Sünden hin, wenn ich ihn nicht hätte?“ Und sie? Hatte sie denn keine Sünde? Brauchte sie keinen Erlöser? Aber kann denn ein Mensch einen andern erlösen? Das waren die Fragen, mit denen sie sich herumschlug. Ein Sehnen und Suchen war in ihr erwacht, das sie nicht wieder losließ. Schlaflos waren die Nächte, die Tage müde und gequält. Voll Sorge sah ihre Umgebung Elise an. Was war mit ihr los? Aber sie selber spürte, daß da einer an ihr arbeitete, sie erkannte ihn nur noch nicht. Doch so weit kam sie: Es gibt einen Erlöser! Und Gott half weiter, hat er doch verheißen: „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.“ — —

Elise hätte nun gern einen Beruf ergriffen; doch mußte sie ihren Wunsch vorläufig noch zurückstellen. Die Familie hatte sich inzwischen vergrößert, und die Mutter bedurfte unbedingt der Hilfe der großen Tochter bei den kleinen Kindern. War auch eine

Köchin da, so gab es doch noch Arbeit und Pflichten genug für Elise. Nach einiger Zeit fing sie an zu kränkeln. Rückenschmerzen, große Mattigkeit u. a. m. plagten sie und machten sie unfähig, ihren Pflichten nachzugehen. Der Arzt verordnete Landluft. Sie fand für den Sommer freundliche Aufnahme in einem Pastorat und fühlte sich im Herbst wieder kräftig und gesund.

Des Vaters blühendes Geschäft war in den letzten Jahren zurückgegangen, und es war Elise ein quälender Gedanke, noch immer von des Vaters Tasche abhängig zu sein. So übernahm sie im Herbst eine Stellung als Gesellschafterin bei einer 76jährigen Dame. Das Verhältnis zueinander war freundlich, die Arbeit ihren Kräften angemessen. Ihr blieb auch Zeit genug für einen regen Briefwechsel mit daheim, mit ihrer Schwester Hannchen, die in Dänemark einen Platz als Erzieherin gefunden hatte, vor allem aber mit ihrer Freundin Elise Milde, die ihrem Herzen besonders nahestand. Diese war es auch, die ihr half, auf dem angefangenen Glaubenswege weiterzugehen. „Ich stütze mich auf Dich“, schreibt sie einmal, „und kann noch lange nicht allein stehen.“

Nach zwei Jahren kehrte Elise zurück ins Elternhaus. Sie sollte die großen Brüder bei den Schularbeiten beaufsichtigen und dem vierjährigen Brüderrchen den ersten Unterricht erteilen. Doch nach kurzer Zeit wurde der Kleine von einem Scharlachfieber dahingerafft.

Es lag nahe, daß Elise sich jetzt wieder viel mit dem Gedanken an den Tod beschäftigte. So schreibt sie in ihr Tagebuch: „Der Tod ist mir nie schrecklich gewesen; ich habe den Gedanken nie mit Grauen

von mir gewiesen. Seit Jahren aber ist er mir ein lieber Gefährte geworden, dem ich recht mit Freuden entgesehe. Nicht, daß ich das Leben hasse, gewiß nicht, aber es wird mir immer ernster; immer mehr erkenne ich das Veränderliche, das Vergängliche des Irdischen. Man arbeitet, man quält sich, man sinnt, man sorgt, man müht sich ab — um nichts — der Tod befreit von allem. Da braucht man nichts mehr; der irdische Wirkungskreis ist geschlossen; der müde Wanderer findet Ruh. Soll man sich nicht freuen, wenn's soweit ist? — Solange ich noch zu wirken habe, will ich mich nicht fortsehen, aber wenn mein Vater ruft: Komm, du bist fertig! — soll ich dann nicht jubeln?“

In Dr. Günthers Institut

In einem befreundeten Hause lernte Elise einen Dr. Günther kennen. Dieser beabsichtigte, eine Anstalt für verwachsene Mädchen zu gründen. „Mir fehlt nur die Direktrice“, äußerte er. „Die bin ich!“ rief Elise in ihrer impulsiven Art. „Na, na“, erwiderte der Arzt, „nehmen Sie sich in acht; ich nehme Sie beim Wort!“ Kranke zu pflegen, ja, das war etwas für Elise, das müßte ein herrlicher Beruf sein! Kurz darauf hatte einer ihrer Brüder einen kleinen Unfall. Dr. Günther wurde zu Rate gezogen, und bei dieser Gelegenheit erinnerte er sie an ihr Versprechen: „Jetzt ist es soweit; ich brauche eine Direktrice, um ein 6jähriges Mädchen in Pflege zu nehmen.“ Elise sagte freudig zu. Dr. Günther mietete eine Wohnung, wo sie ein verwachsenes 6jähriges

Mädchen pflegen konnte. Nach 14 Tagen meldete sich noch ein zweites, und immer mehr und mehr wuchs die Zahl, so daß eine größere Wohnung bezogen werden mußte. Zwölf Mädchen hatte Elise schließlich zu betreuen: von 6 Jahren bis zum Backfischalter. Es war ein fröhliches Völkchen, unter dem Elise nun lebte, und ihre alte Heiterkeit gewann wieder die Oberhand. Aber nicht nur für den kranken Körper sorgte sie durch Turnen, Baden u. a., nein, auch der innere Mensch lag Elise am Herzen und bedurfte der Pflege. Die älteren unter ihnen traten selber mit allerlei Fragen an sie heran, und eines Tages baten sie sie, ihnen doch Religionsstunden zu geben. Elise erschrak bis ins Innerste. Sie, die noch im Glauben so Ungefestigte, sie sollte Religionsstunden geben? Konnte, ja, durfte sie denn das? War doch in ihr selber noch solch ein Fragen, Ringen, Sehnen und Suchen! Wenn sie die jungen Mädchen nicht enttäuschen wollte, so mußte sie selber erst einmal tiefer eindringen in die Geheimnisse der Bibel. Die Heilige Schrift mußte ihr Antwort geben. Sie schlug die Bibel auf, das ihr bisher noch so dunkle Buch. Da leuchtete ihr gleich ein Wort entgegen: „Fürchte dich nicht; denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“ (Jes. 43, 1.) Wie ein warmer Strom ging es ihr durchs Herz. Sie las weiter und weiter, bald hier, bald da, und was sie gefunden, ging ihr nach und ließ sie nicht mehr los. Immer tiefer drang sie ein in das Wort Gottes, und so ging es von Erkenntnis zu Erkenntnis. „Nun war das Leben noch mal so schön“, schreibt sie in Erinnerung an jene Zeit, „fröhlich war ich gewesen, fröhlich war ich geblieben; aber doch war ich jetzt eine ganz andere.

Früher glaubte ich, Frieden zu haben, und ging doch immer suchend umher. Jetzt hatte ich Frieden und suchte *nichts* mehr. Ich hatte *alles* gefunden in dem Einen, der mich gefunden hatte und gesprochen: ‚Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.‘“

Es gibt wenig Menschen, die so genau Tag und Stunde angeben können, wann sich dieser innere Durchbruch bei ihnen vollzogen hat. Elise Averdick war es gegeben. Es war am 3. November 1835. Nie hat sie diesen Tag vergessen. Immer, wenn der 3. November wiederkehrte, gedachte sie jener heiligen Stunde. So schreibt sie z. B. im Jahre 1837: „Vor zwei Jahren tat ich den ersten Blick in mein Inneres und schauderte vor mir selbst. Bin ich seitdem besser geworden? Nein — aber doch anders, ganz, ganz anders und viel glücklicher. Damals lebte ich, ohne mich, ohne Gott, ohne Sünde, ohne Gnade zu kennen. Mein eigener Gott, strebte ich, nur mir zu gefallen, und war bald ganz gut mit mir zufrieden, hatte Entschuldigungen für jeden Fehler und kannte keine Unruhe, bis sich Gott erbarmte und mir die Augen öffnete. — Noch immer bin ich heftig, eingebildet, mißtrauisch, egoistisch, strenge — aber ich weiß es und bin's ungerne. Ich fühle die oft mich beherrschende Sünde, aber ich schüttle die Ketten, die ich früher unbewußt getragen. Ich sehne mich nach Freiheit, und ich kenne meinen Erretter und weiß, daß er einen jeden frei macht, der sich zu ihm als dem einzigen Retter wendet.“

Und am 3. November 1839: „Vier Jahre, schon vier Jahre, seit ich zuerst in meiner Seele erkannte, was Glaube sei; seit sich Gott zum ersten Male mir

als Richter und als Vater zeigte; seit ich fühlte, ich bedürfe eines Erlösers, und — ich *habe* einen Erlöser.“

Die Lehrerin

Fünf Jahre war Elise Pflegerin und Lehrerin der jungen Mädchen in Dr. Günthers Institut gewesen, das dieser nun aus zwingenden Gründen aufgegeben hatte. Diese Zeit war gewissermaßen die Vorschule für ihren eigentlichen Beruf gewesen, nämlich den der Lehrerin, dem sich in späteren Jahren die Krankenpflege anschloß. Auch die Eltern hatten erkannt, wo Elises Fähigkeiten lagen, und traten ihrem Wunsche, Lehrerin zu werden, nicht entgegen. Ein Examen wurde damals noch nicht verlangt. Ganz klein und senfkornartig fing ihre Schule an. Eine Kusine brachte ihr ihren jüngsten Sohn, um ihn zu beschäftigen und zu unterrichten. Elises Schwägerin brachte ihren gleichaltrigen Jungen dazu. Die Konzession zu einer Mädchenschule war ihr abgeschlagen. Sollte sie eine Knabenschule errichten? Wie gern wollte sie auch das! Sie brauchte nicht lange zu warten, da kamen wieder zwei Knaben, dann vier usf., alle unter sieben Jahren. Das gab ein fröhliches Leben und Lernen! Vor allem suchte Elise ihre Schäflein zu dem Guten Hirten zu führen. „O Herr“, flehte sie, „du hast mir die kleine Herde gegeben, hilf sie mir auch weiden nach deinem Wohlgefallen! Dulde nicht, Herr, daß ich der Kleinen eins ärgere oder kränke!“

Eine Fibel gab es in jener Zeit noch nicht; da hieß es für Elise, sich selber helfen. Ein einziger Satz genügte vorläufig: „Gott schuf die Welt.“ Daran lern=

ten die Kinder buchstabieren, lesen, schreiben und biblische Geschichte, wies doch dieser Satz geradezu auf die Schöpfungsgeschichte hin. Als Elise den Kindern vom dritten Schöpfungstag erzählte, wie Gott da Wasser und Land getrennt habe, fiel einer der Jungen ein: „Siehst du, weil es der liebe Gott ist; wenn wir Menschen Erde und Wasser haben, so wird immer Dreck daraus!“ — Auf ihre Frage, wer denn schon dagewesen sei, als noch alles durcheinander war, kam die Antwort: „Der Storch!“ — Mit all ihren kleinen Erlebnissen kamen die Jungen zu Elise, ja, selbst den Kuchen mußte sie probieren, den das neugeborene Schwesterchen mitgebracht hatte. Sie schenkte ihn dem kleinen Hans. „Sieh, Hans“, sagte sie, „Knaak hat ein Schwesterchen gekriegt, und die hat einen Kuchen mitgebracht — ist das nicht nett?“ „Ach“, rief er mit ganz verklärtem Gesicht, „vom lieben Gott? Für mich?“ — Zu Hause angekommen, rief er jubelnd: „Mama! Mama! Der liebe Gott hat mir einen Kuchen geschickt; er hat ihn Knaak seiner kleinen Schwester mitgegeben für Hans!“

Von ihren „lieben Jungs“ ließ sie sich nur „Elise“ nennen. Als aber in späteren Jahren ein früherer Schüler sie einmal mit „Geehrtes Fräulein“ anredete, schrieb sie prompt zurück: „Du kennst mich seit Deinem zweiten Jahr und titulierst mich: ‚Geehrtes Fräulein‘? Das bin ich *nie* gewesen und werde es nun, nach 95 Jahren, auch nicht mehr lernen. Hast Du in der Schule bei mir jemals gerufen: ‚Geehrtes Fräulein! Martin tut mir was!‘ — oder: ‚Geehrtes Fräulein! Mein Tafelschwamm ist zu trocken!‘ — oder: ‚Geehrtes Fräulein! Da ist ein Klecks gekommen!‘ — oder: ‚Geehrtes Fräulein! Ich hab’ kein

Taschentuch!' — usw.? Nie! — Da hieß es: ‚Elise, dies! Elise, das!‘, und darauf hörte ich. Hätte einer gerufen: ‚Geehrtes Fräulein!‘, danach hätte ich mich gar nicht umgesehen. Höchstens hätte ich ihm solche Dummheit verboten.“ —

Die Kinder machten gute Fortschritte. Nun fehlte es am Lesebuch und am Stoff zum Diktieren. Um sie zu fesseln, mußte der Stoff zu beidem aus der Umwelt des Kindes genommen werden: aus der Kinderstube, dem Elternhaus, dem Geschwisterkreis, dem Garten. So trug Elise selber den Stoff zusammen. Kleine Erzählungen aus der Kinderwelt waren es, und so entstanden nach und nach die Kinderbücher „Karl und Marie“ und „Roland und Elisabeth“. Sie hatte nicht daran gedacht, diese einmal in Druck zu geben; aber die Mütter, die diese Erzählungen in den Schulheften ihrer Kinder fanden — sie bildeten ja den Diktatstoff —, auch andere Freunde drängten Elise, doch diese herauszugeben, und so haben sie im Laufe der Jahre tausend und aber tausend Kinderherzen entzückt und beglückt. Auch heute im atomaren Zeitalter werden diese Geschichten von Mädchen und Jungen noch gern gelesen. Ich war Zeuge, wie ein achtjähriger Junge seinem Großvater aus „Karl und Marie“ vorlas, und dieser fühlte sich zurückversetzt in die Jahre, wo er selber noch ein kleiner Junge war und dieses Buch auch so gern las, trotz „Lederstrumpf“ und Karl May. Dieser Achtjährige las gerade von dem großen Brand in Hamburg, der im Jahre 1842 einen großen Teil der Stadt in Staub und Asche legte, und von dem Elise Averdick in dem oben angeführten Buche erzählt. Für ihre Jungen hat sie dieses furchtbare Ereignis so ausführlich beschrie-

ben, damit es sich ihnen recht fest einprägte, was damals in ihrer Vaterstadt Hamburg geschah. Wie tief erschüttert sie selber von diesem verheerenden Brande war, können wir Heutigen ihr wohl nachfühlen; haben wir doch Ähnliches erlebt — in verstärktem Maße.

Daheim

Elises Tage waren reichlich angefüllt, galt es doch, neben der Arbeit in der Schule noch den eigenen kleinen Haushalt zu versehen. Da mußte gekocht, gewaschen und reingemacht werden. Da hieß es, früh aus dem Bett, ob Sommer oder Winter. Sie erzählt selber von einem Dezembertag:

„Als ich diesen Morgen um fünf Uhr im Mondenschimmer mein Zeug spülte und aufhing, da habe ich laut für mich gesungen, weil mir so wohl zumute war, weil ich mich freute über den Mondschein und die Morgenluft und meine Wäsche und meine Kraft und Gesundheit, die Gottes Gnade mir verliehen — — und die Arbeit ging so froh vonstatten, und der dünne Kaffee mit trockenem Brot schmeckte so gut, so erquickend hinterher, und das selbstgehackte Holz brannte so traulich im selbstgeheizten Ofen, und der liebe Gott war so dicht bei mir, und die Sonne ging so prachtvoll auf gradüber meinem Fenster und sparte mir die Steinkohlen. Und die Knaben kamen zur rechten Zeit und lernten gut, und ich mußte mich immer freuen über die lieben, lieben Jungen, und als sie fort waren und ich meine Stube aufgescheuert hatte, da freute ich mich, wie alles sauber und nett

war, und holte meine getrocknete Wäsche aus dem Garten. Dann ging ich zu M., kam um 10 wieder nach Hause, ging zu Bette, freute mich des netten Tags und schlief fest, bis mich der Glockenschlag zum gleichen Tagwerk rief.“ —

Des Abends pflegte sie häufig im Elternhause einzusehen. Da wurde dann ausgetauscht. Elise erzählte von ihrer Schule; die Mutter, inzwischen Witwe geworden, berichtete, wie es z. Z. in der Familie und Verwandtschaft aussah. Um das ferne Hannchen in Dänemark, Elises ältere Schwester, auch an allem teilnehmen zu lassen, hatte sie in den Abendstunden noch manchen Brief zu schreiben. Wollte diese doch auch gern wissen, wie es zu Hause aussah, und die Mutter fand nicht immer genügend Zeit in dem immer noch großen Haushalt. Da heißt es u. a.:

„Mein liebes Hannchen! Du willst gern allerhand von hier hören: wie's allen geht, und was sie treiben. Wir sind, Kleinigkeiten abgerechnet, gesund, und gewiß, das ist eine große Hauptsache für *uns*, es zu sein, für *Dich*, es zu wissen. Was aber das andere anbelangt — — höre, Hannchen, das scheint und klingt interessanter und wichtiger, als es ist; glaube mir's! Sieh, Emmi ihre Kleine ist unruhig, und Nikolaus bricht sich beim Lebertran — und in Minna ihrer Küche kommt Wasser — und Mutter ihre Ofentür geht nicht zu — und Minna Averdiecks Köchin ist brummig — und Minna Kruse ihre Mädchen gehen ab — und Klärchen wird das Möbelabwischen sauer — und Karl riecht nach Tabak — ist alles bestimmt wahr! — und Emmis Köchin hat sich den Fuß verbrannt und geht auch ab — und das Kindermädchen ist gefallen — und Mariechen kann laufen und Rudolf

beinah, aber Emilie noch nicht. Und die Kinder über zwei Jahre fangen an zu sprechen, und die über drei machen Witze, und die über vier sind zuweilen ungezogen (die Kleinen aber auch zuweilen) — na, und mancher in der Familie muß neues Zeug haben, besonders die Kinder, die noch wachsen; manche auch neue Bettlaken, oder sie müssen die alten kehren; und — — was wollen wir essen? — —

Siehst Du, es ist ein ungeheures Treiben in der Familie, aber — wer nun einmal keine Kinder, keinen Mann, keinen Hausstand, kein Bettzeug hat, sieh — ich meine nur, bei aller Liebe, die er für die Seinen hat — ist das Interesse doch, doch — ja, wie soll ich's sagen — doch kein — interessantes.“

So malt Elise kurz und mit wenigen Strichen das Leben von zu Hause, und das Hannchen wird sich gewiß über diesen Bericht gefreut haben; möchte man doch in der Ferne alle Einzelheiten auch des alltäglichen Lebens wissen, ob nun mehr oder weniger interessant. Kommt der Brief doch von zu Hause!

Geselligkeit liebte Elise gar nicht. „Ich mag nicht in Gesellschaft sein“, schreibt sie einmal, „gar nicht! Man ißt zu viel Süßes, man trinkt zu viel Heißes — nun werde ich spät einschlafen und morgen früh die Zeit verschlafen. Ich mag nicht in Gesellschaft sein! Und der liebe Gott schaut diesen Abend, wie er lange nicht getan, mit hunderttausend Augen so freundlich vom Himmel . . .“ Ja, wieviel lieber wäre sie hinausgegangen und hätte sich am Sternenhimmel gefreut, liebte sie doch die Sterne so ganz besonders! Jedes Sternlein erschien ihr wie ein Gruß ihres Vaters im Himmel. „O warum Gesellschaften, Ausfahrten, Theater, Eistorten und Champagner? Und warum

nicht mehr trauliche Unterhaltungen und gemütliche Abende? Schade! Schade! Jammerschade!“

Die Unterhaltung drehte sich meistens um Dinge, die sie, die Unverheiratete, nicht interessierten. War doch die Welt der Hausfrauen eine andere als die ihre. Ging sie aber einmal zu ihren Freunden Hülsenbeck, da unterhielt man sich über Musik, Malerei, Poesie, Politik, Kirchengeschichte u. a. Dabei lebte sie auf und vergaß darüber alle Müdigkeit, die sie sonst so leicht überkam.

Elise hatte oft ein starkes Bedürfnis nach Ruhe und Alleinsein. „To Hus is best!“ Da überdenkt sie alles Erlebte und vertraut es ihrem Tagebuch an. „Mein liebes Haus, mein liebes Stübchen! Da sitze ich wieder allein und habe allen Trubel und Wirrwarr hinter mir und alle Freude und allen Frieden bei mir und in mir. O, es ist schön hier, schön, schön, und mich verlangt gar nicht hinaus!“ —

Die ganze Woche freut sie sich auf den Sonntag. Da ist Ruhetag, da holt sie sich neue Kraft im Gotteshause, in ihrer lieben St. Georgskirche, wo ihr Freund und Seelsorger Pastor Rautenberg sie zum frischen Wasser führt und ihre Seele erquickt. In ihm und dem Pastor Bertheau sieht sie „die hauptsächlichsten Werkzeuge“, durch die Gott an ihr gewirkt. Mit Freuden sieht sie dem Sonntag entgegen. „Wie ein Lichtpunkt, wie ein Morgenstern schaut immer der Sonntag mich an, und ich arbeite in stiller Hoffnung die sechs Tage drauflos und tröste mich selbst immer mit einem: der Sonntag kommt bald!“

Ein Sonntag ohne Gottesdienst war für sie kein Sonntag; sie konnte ihn nicht missen. Mußte sie dann doch einmal in einem dringenden Fall irgend-

wo aushelfen, so kämpfte sie schwer mit sich. Sie wußte zwar, auch das konnte Gottesdienst sein; aber es war ihr ein Opfer.

„Kirchengehen nimmt keine Zeit“, schreibt sie einmal in ihr Tagebuch, „und Kirchenversäumen bringt keine Zeit. Mancher wird mich vielleicht verlachen; schad't nichts! Was ich weiß, das weiß ich, und was ich zehnmal erfahren habe, laß ich mir nicht abstreiten. Eine Stunde nach der Kirche schafft mehr als drei Stunden in der Kirchenzeit, und dann hat man sich obendrein den ganzen Sonntag verdorben. Wird man verhindert und kommt nicht dazu — — nun ja, mir ist's auch manchmal so ergangen — — das, sage ich, ist des Teufels eiligste Arbeit des Sonntagmorgens, allen Kirchengängern Pulver in die Augen zu streuen, damit sie des Weges fehlen. Räumt man erst einmal ein: ‚Ich muß dies oder das erst in Ordnung bringen, eher kann ich nicht weg‘, ja, dann tädert er auch gewiß so viel, daß man nicht dazu kommt. Aber will man ihn anführen, da geht man zu rechter Zeit aus der Suppe heraus, läßt alles stehen und liegen, was nicht hat fertig werden wollen, und macht's nach der Kirche in Ordnung. Da läßt er einen in Frieden, und der liebe Gott hilft mit, dann geht's noch eins so schnell und wird noch eins so gut. — Zuweilen macht mir's ordentlich Spaß, was er — der Teufel — sich alles ausdenkt, um einen aufzuhalten: weiß er nichts anderes mehr, so schlingt er einem noch zu guter Letzt das Strickgarn um die Beine oder verlegt die Handschuhe oder verdreht die Schlüssel oder läßt das reine Taschentuch in die Steinkohlen fallen — aber, man kann seiner wohl spotten: er ist des Herrgotts Kettenhund, und wer aus seinem

Bereich geht, den kann er nicht beißen, so grimmig er auch mit Zähnen nach ihm fletscht. Gottes Wort ist die Kette, die ihn bindet; wer das Wort nicht hat, der macht ihn frei. — Herr Gott, steh mir bei, daß ich nie die Kette des Fürchterlichen löse! Amen.“

Wie liebt Elise ihre St. Georgskirche! „Sie ist mir so recht wie ein Gotteshaus, und wenn ich sie sehe, so ist mir's immer, als wäre Gott=Vater und Christus darin. Viel tausendmal habe ich die Kirche ja nun schon gesehen, aber jedesmal jauchzt mein Herz und zuckt freudig zusammen, wenn sie mit einemmal so groß und freundlich vor mir steht. Im Winter wie im Sommer, im Sonnenschein wie im Regen, Sturm und Unwetter, immer schaut sie mich mit gleicher Liebe an — ein treuer, treuer Freund, der aller Zeiten Wechsel überdauert! Sie ist mein Schatzkästlein, mein Gnadenbecher, mein Freudenfüllhorn, mein Labetrunk, meine Trostquelle, und je mehr ich von ihr empfangen habe, um so mehr füllen sich ihre Räume mit unerschöpflichem Reichtum.“ —

Von solchen Höhepunkten ging es aber auch oft wieder hinunter ins Tal. „Doch du bist bei mir!“ Das war ihr Trost in solchen Stunden, und: „Ich habe einen Erlöser! Ich bin Gottes liebes Kind!“ „Je weiter ich komme im Christentum, um so größer und unbegreiflicher wird mir die Erlösung. Ich werde nicht müde, sein Wort zu hören: ‚Du bist mein! Ich habe dich erlöst!‘“ Ihre Tagebuchblätter lassen uns einen tiefen Blick in ihr Innerstes tun. Wie ernst legt sie sich Rechenschaft ab über sich selber:

„Ich wäre so gern ein treuer Diener, und ich bin es nicht. Ich möchte mich so gern einmal über mich freuen, und ich kann es nicht. Keinen Tag bin ich,

wie ich sein möchte, wie ich sein soll. — Den wahren Christen soll man erkennen an seinem Tun und Treiben — mich erkennt man daran nicht; ich erkenne mich selbst nicht. Immer verzagt, immer heftig, immer strenge — ist das Christentum? O Herr, du mußt meißeln und hämmern und feilen und schärfen, bis ich so bin, wie du mich haben willst! — Aber still — bin ich doch sein Stein, ist er doch mein Meister.“

Des Vaters Tod hatte Elise tief erschüttert, hatte er ihr doch so besonders nahegestanden. In ihren Armen hatte er sein Leben ausgehaucht. Es war ihr ein teures Geschenk, sein letztes Ruhekissen gewesen zu sein; aber das Vermissen war so schwer. Immer wieder gehen ihre Gedanken zu ihm zurück; immer wieder beschäftigen sich die Gedanken mit dem Tode. „O, ich klage nicht, daß der Himmel immer voller wird, aber daß die Erde so leer, so leer wird und wir sie nicht verlassen dürfen, wer weiß, vielleicht noch lange, lange nicht, und von Jahr zu Jahr einsamer darauf bleiben müssen! O, wenn doch bald Feierabend wäre!“

Wie gut, daß Elise nicht ahnte, welch langen Weg sie noch zu gehen hatte! Als es aber einmal hart am Tode vorbeiging, da erkannte sie doch, daß das Leben ein Geschenk ist. In ihrem Tagebuch finden wir darüber folgendes verzeichnet:

„Noch ein kurzes Wörtchen über die Todessehnsucht. Ich kenne das auch aus früheren Jahren, das war oft gar mächtig in mir. Aber damals, am 7. Juni 1854, als mir das Wasser die Brust, den Hals, das Kinn umspielte — als der Tod vor mir stand — freute ich mich nun? — Nein! Wie nie in meinem Leben habe ich mit solchem Jubel aus tiefinnerster

Seele gerufen und immer wieder gerufen: ‚Dank dir, lieber Gott, Dank für mein Leben!‘ — Wo war denn nun die Sterbenssehnsucht? — Rein gewaschen vom schlammigen Billewasser! — — — Da ging mir ein Licht auf über die Todessehnsucht: Die Liebe zum Leben hat der Herr, der das Leben ist, in uns gelegt; und so wollen wir auch als Gottes Kinder jeden Tag unsres Lebens als ein Gnadengeschenk aus unsres Gottes Hand nehmen und ihm täglich dafür danken und auf den Apostel Paulus hören, wie er bei seinem so schweren Leben immer wieder ermahnt: ‚Seid fröhlich, seid allezeit fröhlich!‘ “ — —

Aber was war denn geschehen an jenem 7. Juni 1854? — An einem schönen Sommertage ließ Elise einmal alles hinter sich, um sich an Gottes schöner Natur zu freuen und zu erfrischen. Ihr Weg führte sie an einem Teich vorbei, der, von Entenflott überzogen, wie eine grüne Wiese anzusehen war. Für eine solche hielten es auch zwei kleine Mädchen, die geradewegs auf die vermeintliche Wiese zumarschiereten und nun plötzlich darin versanken. Sogleich sprang Elise ihnen nach. Es gelang ihr auch, die Kinder zu fassen, und sie strebte nun, unter jedem Arm eins der Mädchen, dem Ufer zu. Doch die Last war zu schwer, und sie verlor den Boden unter den Füßen. Das Wasser ging ihr buchstäblich bis an den Hals, als ein Mann, der die Lage erkannt hatte, hinzusprang und alle drei aus dem Wasser zog. Nie hatte Elise so um Rettung und Erhaltung ihres Lebens gefleht wie in jener Stunde, und die Todessehnsucht schwand für lange Zeit. — —

Ferien

Das Wort „Ferien“ hatte auch für Elise Averdieck einen süßen Klang. Da machte sie die Schultür hinter sich zu, und hinaus ging's in die schöne Gotteswelt. Da vergaß sie alle schweren Gedanken und war wieder die fröhliche Elise. Weit öffnete sie ihre Seele den Herrlichkeiten der Schöpfung. Da ging's an die holsteinischen Seen oder zu Schiff die Elbe hinunter bis Magdeburg, von da weiter mit der Bahn in die Sächsische Schweiz. Welch ein Vergnügen, so durch die schöne Welt zu fahren! Damals wurde noch nicht soviel gereist wie in heutiger Zeit, und so kam es denn, daß Elise auf ihrer Reise einmal einen ganzen Wagen für sich allein hatte. „Ich amüsierte mich vorzüglich“, berichtet sie in einem ihrer Reisebriefe, „ging, stand, lag, lief, sang, schrieb im Wagen, frei wie ein Vogel in der Luft.“

Ein andermal reiste sie nach Thüringen. Wie herrlich war es da in den Wäldern und Bergen, ja, gar auf der Wartburg! Welch ein Gefühl, in Luthers Stube zu stehen, den berühmten Tintenfleck an der Wand zu sehen und den Mammutwirbel, den Luther als Fußbank benutzt hatte! Alles begeisterte sie; sie fühlte sich wieder jung und frisch und konnte nach dieser schönen Erholungszeit wieder mit fröhlichem Herzen an die Arbeit gehen, zu ihren „lieben Jungs“.

Elise Averdieck hat noch viele und weite Reisen gemacht; doch die fielen in eine spätere Zeit, von der noch berichtet werden soll.

Die schönsten und liebsten Ferien verbrachte sie in Hermannsburg in der Lüneburger Heide. Seit sie im Jahre 1853 zum erstenmal dort gewesen war und den

Pastor Louis Harms* kennengelernt hatte, zog es sie immer wieder an diesen stillen Heideort, um sich stärken zu lassen durch die einzigartigen Predigten dieses Gottesmannes. Sie hatte durch Bekannte von ihm gehört, und diese, vor allem die beiden Töchter der Familie, waren so angetan von ihrem „herrlichen Pastor“, daß Elise schließlich der Einladung dieser Freunde zum bevorstehenden Missionsfest im Juni d. J. 1853 folgte. Sie mußte doch einmal selber sehen und hören, was wohl an diesem Manne dran war. So machte sie sich denn auf die Reise. Bis Unterlüß konnte sie mit der Bahn fahren; von da ging es mit der Postkutsche durch die Heide. O, wie zauberhaft erschien ihr diese weite Einsamkeit! Ernste Kiefern, dunkle Wacholder, lichte Birken! Und dort der strickende Schäfer mit seiner Heidschnuckenherde! Und über dem allen spannte sich der tiefblaue Himmel. Ihr Herz jauchzte vor Glück und Entzücken. Doch dieser herrliche Naturgenuß war nur Beigabe; der Zweck ihrer Reise war ja ein anderer: Louis Harms wollte sie sehen und hören! Mal sehen, ob die jungen Mädels recht hatten mit ihrer Begeisterung! Aber auch ältere Leute hatten ihr schon von dem „Bußprediger in der Lüneburger Heide“ erzählt.

Nun saß sie in der alten Peter-und-Paul-Kirche in Hermannsburg. Dichtgedrängt saßen die Menschen; so war es Elise auch nicht möglich, wie es sonst ihre Gewohnheit war, in dieser Enge sich Notizen von der Predigt zu machen. „Aber der Herr hat’s mir ins Herz geschrieben“, meinte sie, „und das ist noch besser als auf Papier.“

* Sein Lebensbild ist ebenfalls in unserm Verlag erschienen.

Es ist von anderer Seite genug über Louis Harms geschrieben worden; so soll hier auch nur erwähnt werden, welch tiefen Eindruck Elise Averdieck von dieser ersten Predigt bekommen hatte. Viel hatte sie erwartet; mehr noch hatte sie gefunden. Die kraftvolle Persönlichkeit Louis Harms', vor allem aber seine Predigt packte sie so mächtig, daß ihr ganzer Mensch davon erfüllt war. Nicht genug konnte sie hören. Wie wußte Harms die Herzen zu erwärmen und zu gewinnen für die Heiden! Und er gewann auch Elises Herz, und sie hat den Missionsgedanken weitergetragen und in die Praxis übersetzt, als sie wieder in Hamburg war.

Wie heute noch, so gab es auch damals schon Gegner der Mission. „Was tragt ihr euer Geld dahin für die Heiden, und hier bei uns sind so viele bedürftige Brüder! Sorgt doch für das Nahe und laßt den lieben Gott für das übrige sorgen!“ Doch Louis Harms wußte die rechte Entgegnung: „Wie töricht ist solche Antwort: Entzieht es den Heiden, um es den Armen zu geben! Ich sage euch, der ärmste Christ ist reicher, viel reicher als die Heiden. Die haben keine Kirche, kein Gebet, kein Wort, kein Sakrament! Sollen sie verschmachten?“

Und ich möchte hinzusetzen: Der Missionsbefehl Jesu Christi, vor 2000 Jahren uns gegeben, gilt auch heute noch und wird gelten bis an der Welt Ende, und wir haben zu gehorchen. Auch heute noch, wo die Völker des einst so dunklen Afrika sich erheben und von der Herrschaft der Weißen frei machen, bleibt Christi Befehl bestehen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen

des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!“
(Matth. 28, 19.) — — — —

Noch oft ist Elise Averdick nach Hermannsburg gereist, zu Ostern, zu Pfingsten, zu Weihnachten, zu Missionsfesten. Von ihren Freunden wurde sie immer herzlich aufgenommen. Dort fand sie Stille und Ruhe, und das war es, was sie brauchte, um ihre Seele immer wieder zu erquicken und sich an dem Worte Gottes zu stärken, das ihr durch die Predigten von Louis Harms in so kraftvoller Weise geboten wurde. Das war Brot, das den Hunger ihrer Seele stillte. Wenn Elise einst sagte, Pastor Rautenberg und Pastor Bertheau seien die „hauptsächlichsten Werkzeuge“ gewesen, durch die Gott an ihrer Seele gewirkt habe, so wird sie gewiß von nun an Louis Harms als drittes Werkzeug dazu gezählt haben. —

Um auch die Körperkräfte wiederaufzufrischen, streifte sie gern durch die Heide und das liebliche Oerzetal. Wie wohl tat die weite Einsamkeit! Da fiel der Alltag von ihr ab, und das Herz war froh und voller Freude. Ihrem Tagebuch vertraute sie an, was sie so ganz erfüllte:

„O welch himmlische Stille war's in der Heide! Kein Schreien, kein Rufen, kein Wagengerassel, keine Kälber, keine Schweine, kein Eisenbahnpfeifen; nichts begegnete mir als ein paar hundert Schafe mit Glocken am Halse. O, und wie hat der Herr das Land gesegnet! Diese dichten, hohen, wogenden Kornfelder! Wenn man denkt, wieviel Brot da wächst! Da falten sich die Hände von selbst. Und im Gehölz diese mächtigen, grünen Eichen und die dunklen, tiefhängenden Tannen und die zitternden Birken — das rauscht und säuselt um einen herum lauter Pre-

digten von Gottes Allmacht und Gnade; und dazu wirbeln die Lerchen in der Luft, und der Kuckuck ruft, und die Holztaube gurr, und die langhaarigen Heidschnucken erzählen von den warmen Winterstrümpfen, die sie auf dem Rücken tragen; und die Wiesen mit ihren vielen tausend bunten Blumen sehen auch aus wie ein Loblied; und die flinke, plätschernde Oerze, die all die blumigen Wiesen trinkt; alles, alles ruft mir zu: Menschenkind, bete auch du!“

Am Scheidewege

Elise Averdieck war ihren Schülern immer eine gute und treue Lehrerin gewesen. Wenn sie sich auch zuweilen der Strenge und Ungeduld anklagte, so war doch das Band zwischen beiden ein festes und dauerndes. Elise hatte aber schon früh in sich auch den Zug zur Krankenpflege verspürt. Die Zeit in Dr. Günthers Institut hatte ihr gezeigt, daß sie die Fähigkeiten dazu besaß. Auch andere hatten das erkannt, unter ihnen Amalie Sieveking*, die sich der Liebestätigkeit in der Hansestadt widmete, besonders an den Kranken und Gefangenen. Da bat sie Elise eines Tages, ihr doch zu helfen, die Gefangenen zu besuchen. Ihre ganze Seele sagte ja dazu; aber konnte sie ein zweites Amt übernehmen? Konnte *sie* die Gefangenen ermahnen, und was sollte sie ihnen sagen? Am liebsten hätte sie mit Moses gesprochen: „Herr, sende, wen du willst!“ Doch sie vernahm in ihrem Innern auch die Antwort, die Gott einst dem

* Ihr Lebensbild ist als Band 87/88 dieser Reihe in unserm Verlag erschienen.

Moses gegeben: „Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst.“ So sah sie denn Gottes Ruf in diesem neuen Amt, dem sie sich nicht entziehen durfte und wollte, und wurde still in dem Gedanken: Wem er ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und wen er sendet, dem geht er auch zur Seite und hilft ihm fort, wenn seine Kraft nicht ausreicht.

Ja, Kraft! Die brauchte sie! War sie doch auch noch in der Sonntagsschule tätig. Wie es dazu gekommen war? Eines Sonntags bat ein fünfjähriges Kind Elise: „Willst du mir einen Gefallen tun?“ — „Gern, wenn ich kann! Was wolltest du denn?“ — So recht nach Kinderart bettelte die Kleine: „Du mußt erst ja sagen!“ — „Das kann ich nicht; erst sage, was du willst!“ — „Ach, Tante, du hast es *so gut*, du gehst jeden Sonntag zur Kirche, und wir können *nie* hin. Mach uns doch eine Kinderkirche mit biblischen Geschichten und Bildern!“ — Das traf Elises Herz: Die Kinder hatten keinen Sonntag! Das ging ihr lange nach, und diese Erkenntnis wurde der Anlaß dazu, eine „Sonntagsschule“ zu errichten, aus der im Lauf der Jahre der Kindergottesdienst wurde.

So diente Elise den Kindern in der Schule und in der „Kinderkirche“. Die Verhältnisse in der Schule hatten sich inzwischen geändert. Die Schülerzahl war gewachsen, und es mußten Lehrer hinzugezogen werden.

Elise hatte oft das Gefühl, als stände sie vor einer großen Veränderung. An ihrem Geburtstag ging sie früh an ihrer Mutter Bett und sagte: „Mutter, ich hab's ungeheuer gut gehabt in diesem Jahr; aber du sollst sehen, es bleibt nicht mehr lange so.“ — „Das

wollen wir nicht hoffen“, erwiderte die Mutter und küßte ihr großes Kind; hätte sie doch die Tochter immer gern in der Nähe gehabt.

Elises Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Bald trat ein neuer Ruf an sie heran. Man wollte sie für die Krankenpflege gewinnen. Im Krankenhaus herrschten üble Zustände. Die Patienten wurden von bezahlten Pflegerinnen unzulänglich versorgt, und das Haus bedurfte notwendig einer Oberleitung. Dafür erklärte sich Caroline Bertheau, Elises langjährige Freundin, bereit, und ein neuer Geist zog in das Krankenhaus ein. Schwester Caroline wirkte in großem Segen, bis sie sich mit dem jungen Pastor Theodor Fliedner aus Kaiserswerth verlobte. Wer sollte nun ihre Nachfolgerin werden? Ob sie mal bei Elise anfragte? Gedacht, getan! Mit zaghafter Stimme fragte Caroline: „Weißt du jemand?“ Lange sah Elise sie schweigend an; dann kam es heraus: „Ich komme — ganz gewiß —, ich komme, sobald ich gerufen werde!“ Doch diesen „Ruf“ verspürte sie nicht gleich. In ihrem Herzen entspann sich ein heißer Kampf. Sie stand am Scheidewege. Sollte, durfte sie ihre liebe Schule verlassen? Das konnte sie nur, wenn sie klar und deutlich Gottes Ruf erkannte. Ja, wenn er gerufen hätte: „Komm!“, da wäre es leicht zu sagen: „Hier bin ich!“ Aber Gott läßt oft lange warten. Er braucht auch oft Menschen zu seinen Werkzeugen, und diesmal waren es ihr Pastor Rautenberg und Louis Harms. Zunächst beriet sie sich mit erstem, der ihr antwortete: „Mir scheint, das Werk, dazu Sie gerufen werden, ist größer als das, was Sie haben.“ Diese Antwort erschien Elise höchst wunderbarlich. Gab es denn überhaupt Gradunterschiede?

Konnte man nicht in jedem Beruf Gott dienen und sein Reich fördern? „Ob ich sein Reich fördere durch treues Stiefelputzen oder durch Beobachtung der Sterne; durch Dulden auf dem Krankenbett oder durch Regieren eines Königreichs — mich dünkt, das ist ganz gleich. Der Herr ist es, der sein Werk tut — durch uns, wie schon gesagt, um uns zu bilden; doch wahrlich nicht, daß wir ihm helfen sollen. Er muß aufpassen und nachts wiedergutmachen und in Ordnung bringen, was wir tags verbrudeln. — Wie in der Schule das Buchstabieren so notwendig ist wie die Naturlehre, so ist es ebenso wichtig, in seinem Namen die Stube auszufegen als in seinem Namen zu den Heiden zu gehen.“ —

Ob wohl Louis Harms eine Antwort wußte? Sie schrieb ihm und breitete ihre ganze Not vor ihm aus. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: „Halten Sie still — trägt Ihnen Gott die Krankenpflege auf, so muß er Sie von der Schule losmachen. Tut er letzteres nicht, so sollen Sie das erstere nicht.“ Das war eine gute Antwort. Nach und nach wurde es stiller in ihrer Seele, und so ging sie wieder ihrer Arbeit nach, hatte Freude an ihren Jungen und konnte wieder fröhlich mit ihnen sein.

Doch da kamen Briefe aus Kaiserswerth. Pastor Fliedner und seine junge Frau baten, ja drängten sie, ihre Schule aufzugeben. Kannten sie doch Elises Sehnsucht, Kranke pflegen zu dürfen, hielten sie auch besonders befähigt für diesen schönen Beruf. Nicht noch länger warten dürfe sie, noch sei sie ja in den besten Jahren und verfüge über genügend Kräfte, und der Mangel an Schwestern war ja so groß! Fliedner machte ihr den Vorschlag, für einige Zeit nach

Kaiserswerth zu kommen, um in seiner Diakonissenanstalt eine Probezeit durchzumachen. Nach langem Überlegen ging sie auf den Vorschlag ein und begab sich auf die Reise. Unterwegs machte sie halt in Neuendettelsau, um Pastor Löhe und seine Diakonissenanstalt kennenzulernen. Dann ging es weiter nach Kaiserswerth, wo sie freudig von Fliedner und seiner Frau aufgenommen wurde. Wohl bekam sie einen tiefen Eindruck von dem großen Werk, das Fliedner hier ins Leben gerufen hatte; doch wenn sie überhaupt zur Diakonie berufen war, dann wollte sie nur ihrer Vaterstadt Hamburg darin dienen. Ihr Entschluß stand fest, und sie ging zurück in ihre Schule. Sie fühlte sich wieder frei; sie brauchte „ihren Isaak“ nicht zu opfern. Mit neuer Freudigkeit ging sie an ihre Arbeit. 13 Jahre noch durfte sie ihren Schuldienst versehen. Da begann die Schule sich aufzulösen. Viele Knaben waren der Schule entwachsen. Andere gingen zu einem freisinnigen Lehrer über, der die Konzession für eine Schule bekommen hatte. Einige Eltern, die Elises religiöse Ansichten nicht teilten, ihre Söhne aber des guten Unterrichts wegen bei ihr gelassen hatten, gaben sie dorthin. Nun war der Weg frei, und aus der Lehrerin wurde nun die Diakonisse.

Die Diakonisse

Ganz klein und in aller Stille hat Elise Averdieck als Diakonisse begonnen, nicht ahnend, daß aus dem Senfkorn einmal ein Baum werden sollte.

Eine Bekannte erzählte ihr, daß ihr Dienstmäd-

chen beim Heben eines Kessels ausgeglitten sei und sich am Feuer des Herdes verbrannt und schwer verletzt habe. Sie hatte sie ins große Krankenhaus bringen müssen. Da das Mädchen nicht wieder arbeitsfähig werden konnte, hatte man ihr eine Wärterinnenstelle bei vier Geisteskranken gegeben, und zwar im Souterrain, wo es so feucht war, daß sie, wenn sie aus dem Bett kam, sofort ins Wasser trat. In diesem trostlosen Zustand konnte Elises Bekannte das Mädchen ja unmöglich lassen, und sie bat Elise um ihren Rat. Dieser wurde das Herz warm; hier mußte geholfen werden; sie nahm die Kranke bei sich auf. Doch wohin mit den vier Geisteskranken? Jene Frau spürte Elises warmes Herz, und das machte ihr Mut. Sie erzählte ihrem Arzt Dr. von Düring von Elises warmherziger Tat, und dieser setzte sich sogleich mit ihr in Verbindung. Er war entsetzt über die unverantwortlichen Zustände im Krankenhaus und hielt die Einrichtung einer christlichen Krankenpflege für unbedingt notwendig. Das war ganz in Elises Sinn, war ihr doch die Pflege der Seele ebenso wichtig wie die des kranken Körpers. Dr. von Düring erbot sich sofort, die Kranken unentgeltlich zu behandeln; auch ein Geistlicher fand sich für die Seelsorge.

Mit einer einzigen Kranken hatte Elise angefangen; doch bald meldeten sich wieder zwei und baten um Aufnahme. Der Platz in Elises kleiner Wohnung reichte nicht mehr aus. So beschloß sie, umzuziehen. Es fügte sich freundlich, daß das Haus, in dem sie einst in Dr. Günthers Institut die verwachsenen Mädchen gepflegt hatte, gerade frei war und vermietet werden sollte. Freudig griff Elise zu und zog nun in

die alten, bekannten Räume. Sie gab dem Hause den Namen „Bethesda“ (= Haus der Barmherzigkeit); denn ein solches sollte es sein und er, der die Barmherzigkeit und Liebe selber ist, der Herr in diesem Hause.

Nun ging es ans Einrichten. Sie erzählt davon: „Unser neues Haus hat unten fünf und oben fünf Räume; es kommen Gaben an Mobilien, Geräten, Betten und Leinenzeug, denn es muß alles möbliert und eingerichtet werden. O, der Herr ist treu! — Freilich, der Schönheitssinn findet hier keine Befriedigung; die Stühle passen nicht zu den Tischen und Schränken, die Tassen nicht zu den Töpfen, die Gläser nicht zu den Flaschen; sind es doch, wie man zu sagen pflegt, lauter zusammengestoppelte Sachen. Aber wie reich und glücklich und dankbar sind wir! Haben wir doch alles, was wir brauchen, um unsere lieben Kranken pflegen zu können, und dabei keinen Schilling Schulden!“

Am 4. November 1856 wurde das „Bethesda-Häuschen“ von Pastor Rautenberg eingeweiht. Welcher Text lag da wohl näher als der vom Kranken am Teiche Bethesda (Joh. 5, 1—9)! Auch Louis Harms hatte Elises zum Einzug gedacht: „Gott sei Dank, meine liebe Tochter, daß Ihnen der Herr das Herz fest und fröhlich macht! Es ist auch nicht not, zu sorgen, da der Herr das Sorgen als ein Privilegium für sich behalten hat und uns nur das Bitten überlassen.“

Das Haus blieb nicht lange leer. Immer mehr baten um Aufnahme. Da war es nur gut, daß Elises Freundin Dora Andersohn und deren Mutter mit in das Haus gezogen waren, um sich des Haushalts anzu-

nehmen, so daß Elise sich ganz ihren Kranken widmen konnte.

Viel Liebe erfuhr das Bethesda-Häuschen. Der eine schickte Kartoffeln, der andere Gemüse und Früchte seines Gartens, der eine dies, der andere das. Dankbar verzeichnet Elise in ihrem Tagebuch: „Ich kann nicht alles aufzählen, was die Liebe uns gebracht hat. Wir brauchten nie zu betteln, haben es auch nie getan, und dabei wollen wir bleiben; es ist uns alles ungesucht und ungebeten in herzlicher Liebe dargebracht. Das hat der Herr getan! Er wird's auch ferner tun.“ Ein andermal heißt es: „Die Kranken zahlen Kostgeld, wenn sie es haben; haben sie nichts, so bezahlt es der liebe Gott, und der ist, wie die Abrechnung zeigt, ein guter, treuer Zahler; denn wir haben nie Mangel gehabt und noch einen Überschuß.“

Mit solch fröhlichem Gottvertrauen ging Elise alle Tage an ihre Arbeit und zu ihren Kranken. Wie freuten diese sich, wenn sie mit ihrem freundlichen Gesicht und den strahlenden Augen an ihr Bett trat; für alle hatte sie ein tröstendes Wort, einen freundlichen Blick, und das tut dem Kranken wohl. Wie viel wußte sie zu geben aus dem reichen Schatz ihres Herzens!

Mit der Zeit erwies sich jedoch das Bethesda-Häuschen als zu klein. Immer mehr Kranke baten um Aufnahme; mit schwerem Herzen mußte sie sie abweisen wegen Raummangels. Das bedrückte sie sehr und ließ ihr keine Ruhe. Das kleine Krankenhaus mußte erweitert werden. Nach langem Suchen fand sich ein Haus, das zum Verkauf stand. Es füllte sich bald; doch wer sollte die vielen Kranken pflegen? Elise brauchte Hilfe, brauchte Schwestern. Wie viele

junge Menschen standen müßig am Markt des Lebens! „Schwestern, Schwestern, kommt und helft mir!“ Und sie kamen, vereinzelt und zaghaft, dann einige mehr, aber doch immer noch nicht genug. —

Am 19. November 1860 segnete Pastor Rautenberg Bethesda zum Diakonissen=Mutterhaus ein. „Der Herr spreche fort und fort dazu sein Amen“, schloß er seine Rede, „und sende uns so viel Kranke, wie wir aufnehmen können —, so viel Schwestern, wie wir anstellen können —, so viel Geld, daß wir keine Schulden zu machen brauchen —, so viel Glauben, daß wir alles von ihm fordern und nehmen können — und so viel Gnade, daß wir alle selig werden!“ —

Ihr erstes Anliegen war Elise jetzt die Ausbildung der jungen Schwestern. Bereits ehe sie kamen, stellte sie ihnen brieflich neben der Schönheit auch den ganzen Ernst des Schwesternberufs vor die Augen. Sie wies sie darauf hin, wieviel Selbstverleugnung, Opfer und Liebe er koste. „Diakonisse heißt Dienerin. Dienen heißt, seinen eigenen Willen aufgeben und von einem andern Willen sich regieren lassen. Gott kann keine halben und dreiviertel Diener gebrauchen; er will und muß ganze haben. Bist Du bereit, Dich ganz zu verleugnen? Deine ganze Zeit und Kraft, Deinen Willen und alles in seinen Dienst zu stellen? Es ist ein seliger Dienst, aber doch sage ich: Besinne Dich, überschlage erst die Kosten (Luk. 14, 28. 30), ob Du es hast hinauszuführen! Sieh, die Weltvergünstigungen haben dann ein Ende; Kleiderpracht und Leckereien, Bequemlichkeit und Straßenlaufen u. dgl. mehr fallen dann weg. Unsere Zeit und unser Geld gehören dem Herrn, unsere Freude und unser Friede ist in ihm, unsere Lust und unsere Ruhe ist er selber.

Bleibst du nun dabei: Der Herr hat mich gerufen, dann komm zu uns; der Herr hat hier Arbeit für uns und auch für Dich. Wir sind fröhlich und heiter zusammen, haben uns lieb und danken täglich dem Herrn, daß er uns in seinen Dienst genommen hat.“

Daß Elise sich selber als Dienerin betrachtete, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. „Eine Oberin sein, heißt aller Mägde Magd sein.“

Sie pflegte schon um 4 Uhr aufzustehen. Von 4 bis 5 Uhr hatte sie ihre stille Stunde; da stärkte sie sich aus dem Worte Gottes für ihren Dienst, beantwortete auch die eingegangenen Briefe, die sie nie gern lange liegen ließ. Auch Dankbriefe galt es zu schreiben, hatten doch manche Freunde des Hauses ihr größere oder kleinere Gaben zukommen lassen, und gerade die Scherflein der Witwen waren ihr besonders kostbar. Konnte Elise auch auf die Frage: „Habt ihr auch je Mangel gehabt?“ antworten: „Herr, nie keinen“, so war doch zuweilen Ebbe in der Kasse. Aber sie hatte ja einen reichen Herrn, dem sie vertraute. Immer wenn die Not am größten, war seine Hilfe am nächsten, und sie kam immer zur rechten Zeit. Wieviel wunderbare Gebetserhörungen durfte sie erleben! Sie erzählt einmal: „Die Schwesternkasse ist wieder gut versorgt worden mit einer neuen Liebesgabe von 250 Mark, aber die Krankenkasse ist leer; die Kostgelder fließen sparsam, und die Lebensmittel sind recht teuer. Unter den 21 Kranken ist nur einer, der das volle Kostgeld bezahlt, die andern weniger, wenig, sehr wenig und gar nichts. — Am 12. saß ich und rechnete, ich wollte nicht gern vom Kassierer Geld holen und hatte doch nichts. Ich bat, der Herr möge bescheren, aber alle Kasten und Schiefächer

waren leer. Da klingelt die Haustür — ein Brief wird gebracht, drin 50 Mark zum Geschenk für Bethesda — so hilft der Herr!

Ein andermal äußert der Arzt, es wäre gut, wenn wir den Kranken oftmals die Freude machten, reifes Obst zu essen. Abends schickt die Tante unseres kleinen Christian einen Korb voll der schönsten reifen Kirschen, gewiß 20 Pfund. Vierzehn Tage später wiederholte sie die schöne Gabe; bald darauf brachte sie uns spät abends eine Masse Erbsen, und noch dazu gepaltes, daß wir zwei Tage daran zu essen hatten.“

Eine begüterte Freundin des Hauses versorgte sämtliche Schwestern und Elise selber mit der nötigen Kleidung, schenkte wollene Decken für die Kranken und legte sogar einmal einen 1000-Mark-Schein dazu. Ein andermal brachte eine Frau eine beträchtliche Summe, als gerade wieder Ebbe in der Kasse war. „Wußten Sie . . .?“ — „Ich habe so lange nichts für Bethesda getan!“ Elise wußte, wem sie diese Gaben zu verdanken hatte. Ihr Helfer hat sie nie enttäuscht. Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut. Sie haben es alle erfahren: ein Wichern, ein Bodelschwingh, August Hermann Francke, Schwester Eva von Tiele-Winckler und viele, viele andere. — —

In Bethesda waren immer alle Betten belegt. Viel Not und Elend galt es zu lindern, auch Verwahrloste vom Schmutz zu befreien: „Am 26. April nahmen wir die alte Jungfer P. auf“, schreibt Elise, „eine Negerin; uns war wirklich noch nichts so Schmutziges vorgekommen; nach dem ersten Bade aber wurde sie schon zur Mulattin, nach dem zweiten kam die natürliche Menschenfarbe zum Vorschein. Ihr

waren die Waschungen gar nicht unangenehm, und sie erklärte höchst naiv: ‚Dat is doch schön, dat dat solche Anstalten gift, wo man noch mal wedder rein warn kann. Ich hev mi gewiß öwern Johr nich wuschen, un nu wör mi ok alle Lust dato vergahn.‘“

Manch sauren Weg galt es auch zu gehen, zu den Behörden, dem Komitee, das oft nicht so wollte wie Elise. „Ach“, seufzte sie, „wenn der alte Frundsberg noch lebte, würde er gewiß sagen: ‚Weiblein, Weiblein, du gehst einen schweren Gang!‘“ Aber der dem „Mönchlein“ einst hindurchgeholfen hat, der half auch dem „Weiblein“ und hat es nie im Stich gelassen. —

Anfragen über Anfragen traten an Elise heran. Auch Alte und Sieche klopfen an ihre Tür. Ach, wenn doch mehr Raum da wäre! Konnte, ja durfte sie sie abweisen? Ihr war es, als klopfte der Herr selber bei ihr an, sie aber müsse ihm antworten: „Ich habe keinen Platz für dich.“ Es *mußte* ein Weg gefunden werden, und der hieß: ein Siechenhaus bauen! Doch woher sollte das Geld kommen? Das Komitee lehnte ab; erst mußte ein Kapital von 1200 Talern vorhanden sein. Das war eine große Summe, doch beschafft werden *mußte* sie! Elise sann und sann und — betete. Bei Gott ist ja kein Ding unmöglich; er konnte ihr auch die Gedanken eingeben. Und er gab sie ihr! Wieder lag sie einmal schlaflos auf ihrem Lager. Sie dachte an das „Mütterlein drauß vor Schleswig“. Das Lied Clemens Brentanos von der „Gottesmauer“ lag ihr im Sinn, und sie sang still vor sich hin: „Eine Mauer um uns baue, sang das fromme Mütterlein.“ Sollte derselbe Herr, der dem „Mütterlein“ einst die Schneemauer

uns Haus gebaut hatte, nicht auch ein Siechenhaus bauen können? Und plötzlich formten sich ihr die Worte: „Herr, ein Siechenhaus uns baue!“, und sie sumpte es nach derselben Melodie. Am Morgen floß ihr folgendes Gedicht aus der Feder:

„Herr, ein Siechenhaus uns baue,
für die Deinen schwach und alt! —
Daß dem Komitee nicht graue
vor der Schulden Allgewalt,
laß es klingen, klappern, sende
Silber, Gold und Talerschein,
Stühle, Tische, Leinen, Betten,
Drell, und was noch sonst mag sein!
Herr, ein Siechenhaus uns baue
für die Deinen schwach und alt!

In den Schwachen, Lahmen, Blinden
bittet Jesus: ‚Nimm mich ein!‘
Wo soll ich denn Ruhe finden,
wenn ich immer sage: ‚Nein,
lieber Jesus, zieh nur weiter,
heute hab’ ich noch kein Geld!
Sei der Elenden Geleiter,
such dir anderswo ein Zelt!‘
Nein, mein Jesus, bleibe, bleibe;
hier laß deine Wohnung sein!

Viel Elende sind zu schauen,
müd vom Leiden und vom Tun.
Ich will eine Hütte bauen,
drin sie fröhlich sollen ruhn.
‚Lise, laß dir’s doch bedeuten:
Solch ein Bau steht nicht gleich da;
zeig uns erst die Hunderttausend,
sonst sagt keiner von uns ja.‘
Herr, ein Siechenhaus uns baue
für die Deinen schwach und alt!

,Leute, fest steht mein Vertrauen;
 wenn's dem lieben Gott gefällt,
 kann er Siechenhäuser bauen
 ohne Kapital und Geld.'
 Herr, tu wie zu Mose Zeiten
 Herz und Hand den Leuten auf,
 daß noch mehr, als wir gebrauchen,
 auf dem Altar komm zuhauf!
 Herr, ein Siechenhaus uns baue
 für die Deinen schwach und alt!
 Ja, wir wollen fröhlich bauen,
 ganz getrost und unverzagt,
 daß wir deine Wunder schauen,
 die du uns hast zugesagt!
 Maurer, Tischler, Zimmerleute,
 Schlosser, Glaser, kommet bald,
 daß man eine Stätt' bereite
 für die Armen schwach und alt!
 Herr, ein Siechenhaus uns baue
 und zieh selber bei uns ein!“

Sie schickte das Gedicht an die Zeitung, und am andern Morgen lasen es die Hamburger Bürger am Kaffeetisch. Dabei wurden die Herzen warm, die Hände öffneten sich, und die Gaben strömten herbei. Als die nötigen Gelder beisammen waren, ging es ans Bauen, und im Oktober 1868 konnte das Siechenhaus eingeweiht werden. Es erhielt nun den schönen Namen „Salem“; denn eine Stätte des Friedens sollte es sein. Wie ein Wunder war es Elise, und ihr Herz floß über von Lob und Dank. Sie hatte es wieder einmal erfahren:

„Mein Jesus kann addieren
 und auch multiplizieren,
 selbst da, wo lauter Nullen sind!“

Nun war aus dem Senfkorn ein Baum geworden, und die Vögel bauten ihre Nester in seinen Zweigen. Ja, ein warmes Nest sollte es sein für die Alten und Siechen, für die es sonst in der Welt keinen Platz mehr gab. Hier waren sie geborgen und von mütterlicher Liebe betreut, saßen im Winter am warmen Ofen und im Sommer in der Sonne im Garten. Wenn dann am Abend die Bethesda=Mutter noch einmal hereinschaute, um ihnen in ihrer gütigen, freundlichen Art „Gute Nacht“ zu wünschen, dann mag wohl manches Dankgebet zum Himmel emporgestiegen sein, weil man es hier so gut hatte.

Doch die arme Schwester hatte es nicht leicht. Alle Hände voll gab es zu tun; den ganzen Tag mußte sie auf den Beinen sein und war nachts oft mehr außer als im Bett. „Nee“, kam es da aus dem Munde einer Alten, „bewahr mi doch Gott, dat ik min Lew keen Swester warr!“ — „Brukst nich bang to sin“, beruhigt lächelnd die Schwester. — „Nee“, fährt die Alte fort, „wull ik doch leber Swin höden als Swester sin!“ —

Ein Jahr später schreibt Elise:

„Wo ich jetzt sitze und schreibe, da war vor einem Jahr kahler Boden, kein Baum, kein Strauch, kein Häuschen, kein Hüttchen bis zum Grenzgraben, 800 Fuß von Salem entfernt. Höchstens erinnerten Kohlstrünke an das, was gewesen, und geackertes Land an das, was werden sollte. Und heute sitze ich hier im behaglichen, sonnigen Zimmer. Vor der dazugehörigen Veranda stehen grünende Obstbäume, und aus dem Fenster schaue ich in einen wohlbestellten Garten mit Sträuchern, Bäumchen, Bäumen, viel-

versprechenden Blumen- und Gemüsebeeten. Alles, soweit die Jahreszeit es zuläßt, grünend und sprossend; und das alles hat uns der Herr beschert, und acht Zimmer sind gefüllt mit Alten, Schwachen und deren Pflegerinnen. Ja, das Haus steht da, ein Wunder vor meinen Augen!“

Welch großes Arbeitsfeld hatte die Bethesda=Mutter nun zu bestellen! Hätte sie nicht ihre stille Stunde gehabt, wie hätte sie dann wohl durch den Tag kommen sollen! Aber da hing ja auch der Spruch an der Wand über ihrem Bette: „Ich will euch tragen bis ins Alter, und bis ihr grau werdet.“ „Dies Wort, das über meinem Bette hängt und mir morgens und abends gar freundlich entgegenleuchtet, dies köstliche Wort! Daran ranke ich mich in die Höhe wie der Efeu an der Eiche.“ — —

Eine Hausmutter ist selten ungestört und wird von allen Seiten angegangen. Jeder will was von ihr. Da heißt es denn:

„Mutter, ich muß Reis vom Boden holen, bitte den Schlüssel!“ —

„Mutter, meine Butter ist alle!“ —

„Mutter, was essen wir morgen?“ —

„Ach, hat Mutter nicht einen Briefbogen?“ —

„Dabei soll man nun einen Bericht schreiben! — Ich werd's wohl lassen müssen bis morgen früh um vier, wenn all meine Quälgeister noch schlafen. — Ihr werdet sagen, warum schließt du nicht zu? — O ja, dann kann ich noch jedesmal, wenn sie klopfen, aufstehen und nachfragen, ob's auch was Wichtiges ist, was sie wollen; sonst kann ich riskieren, daß wer weiß wer, vielleicht der König von Preußen, weggeschickt wird. Nein, das geht auch nicht; so eine Oberin ist nun

einmal aller andern Dienstmagd, muß es auch sein, und ich bin es gern.“

Und ein andermal:

„Du denkst wohl, so eine Hausmutter kann nur sagen, jetzt will ich eine Stunde, oder auch nur eine halbe, ungestört sein, und dann kann sie in größter Seelenruhe einen sieben Seiten langen Brief schreiben. — O ja, hat sich was! — Keine drei Minuten, so ruft es: ‚Mutter!‘ oder: ‚Ach, Mutter, hier, ach, Mutter, da‘, und weil ich eben eine Mutter bin, so geht jeder Kindesruf ans Herz und schneidet jedesmal den poetischen oder prosaischen Gedankenfaden — rutsch ab, und nun sieh zu, wie du ihn wieder anknotest —, das gibt jedesmal eine Bruddelei.“ —

Elises Kräfte ließen nach. Der Arzt sah sie oft besorgt an. „Schnell in die Stille reisen!“ drängte er, und sie befolgte seinen Rat. Nur ein paar Tage brauchten es zu sein. Im benachbarten Schiffbeck hatten Verwandte ein Sommerhaus, das sie ihr gern zur Verfügung stellten. Wie wohl taten Stille und Ruhe und die kräftige Luft! Hier konnte sie ungestört schreiben: Berichte, Briefe, kleine Weihnachtshefte für die Sonntagsschule; auch „Lottchen und ihre Kinder“, die Fortsetzung ihrer schönsten Kinderbücher, entstand während eines solchen unfreiwilligen Ferientaufenthalts. Schreiben bedeutete ihr keine Arbeit, nein, das war ihr Bedürfnis, Entspannung und Erholung zugleich.

Solche Tage waren wie ein Atemholen; doch immer mehr spürte Elise, daß ihre Kräfte abnahmen. Schwere Krankheit hatte sie geschwächt. Schon hatte sie geglaubt, heimgehen zu dürfen; aber es war noch nicht Feierabend. Es war ihr schwer, noch einmal in

das unruhige Leben zurückzumüssen „mit geknickter Kraft“. Aber sie wußte, daß der Herr auch mit „verrostetem Werkzeug“ arbeiten kann, und hörte sein Wort: „Ich stärke dich; ich helfe dir auch!“ —

Als Bethesda im Jahre 1881 sein 25jähriges Stiftungsfest feierte, hielt Elise es für gut, den Herrscherstab niederzulegen, ehe er den Händen entfiel. Ihren Wunsch für ihr Bethesda schloß sie mit den Worten: „Nun bitte ich den Herrn, daß er zum zweiten Vierteljahrhundert uns beschere: eine neue, frische, kräftige Hausmutter — ich bin zu alt, ich kann nicht mehr regieren, nicht mehr erziehen —, eine ganze Schar kräftiger Schwestern und diesen täglich neue Kraft und Frische.“ —

Schon lange hatte sie sich mit dem Gedanken an eine Nachfolgerin getragen, gab dem auch schriftlich Ausdruck: „Übersehe ich den Kreis meiner älteren Schwestern, so tritt mir immer klarer das Bild meiner lieben Schwester Auguste daraus hervor, die so nichts sein will und doch so viel ist, sonderlich in ihrer Treue. Es wächst und gedeiht alles unter ihren Händen; wie versteht sie das Hauswesen zu ordnen, die Kasse zu führen, die jungen Schwestern anzuleiten, zu unterrichten und zu erziehen, die Dienstboten zu regieren, die lieben Alten zu pflegen an Leib und Seele, aber auch in Zucht zu halten! Ihrem Scharfblick entgeht nichts, und sie führt ein festes Regiment, steht aber dabei in warmer Liebe bei allen Hausgenossen, weil jeder merkt, welch treues, mütterliches Herz sie hat.“

Am 1. November 1881 schreibt sie:

„Heute habe ich das Regiment an Schwester Auguste übergeben. — Der Herr helfe mir, still, fröhlich und

dankbar zu sein für die Kraft, die er mir so lange gegeben; und vergebe alles, was ich wissentlich und unwissentlich verkehrt gemacht, versäumt und vernachlässigt habe! — Ich lege alles auf die treuen Schultern meines Heilandes und scheid im Frieden. — Er gebe Schwester Auguste reichlich Kraft und Weisheit, den Stab *besser* zu führen, als ich es vermochte, und fördere das Werk unsrer Hände bei uns!“ — —

Feierabend

Einige Jahre zuvor hatte Elise schon einmal niedergeschrieben, wie sie sich ihren Feierabend dachte:

„Zuweilen male ich mir so ein Altenleben, wie mir's behagen möchte. Solch klein, ganz klein Häuschen, eine Stube, ein Stübchen, eine Miniatur-Küche; ein Gärtchen mit Lavendel und Thymian, auch ein Rosenstrauch und ein bißchen Petersilie und Kerbel — alles so klein, daß ich's noch selbst rein und ordentlich halten kann. In der Stube ein blanker Tisch ohne Decke, darauf das Teezeug und der Kandisnapf; ich selbst im Lehnstuhl, eine kleine Decke unter den kalten Füßen (Schemel mag ich nicht). Vor dem niedrigen Fenster blühende Topfgewächse, vor allem den Rosengeranium, der leider jetzt so aus der Mode kommt. Oben am Fenster ein Kanarienvogel, aber ein Weibchen, das da sanft singt, im Schoß ein Kätzchen, das schnurrt, auf dem Tisch die großgedruckte Bibel, auf der Nase die Brille, in den Händen ein Missionsstrickzeug. An der Wand der Teeschrank mit Glasfenstern, daraus der Inhalt blitzblank hervorschaut, und nun — kein Mensch, der mich stört, der

mich ruft, daß ich lange Gespräche halten kann mit dem, der *nie stört, immer* erquickt. — Na, ich sage dir, wär's nicht urgemütlich? Aber ich glaube nicht, daß der Herr mir's zgedacht hat; er ist immer mit mir im Galopp gegangen — und wenn er mich denn nur im Galopp zu sich ruft und zieht, dann will ich's ihm tausend und aber tausendmal danken.“ —

Doch es ging nicht im Galopp. Noch 26 Jahre währte ihre Pilgerschaft. Das war ein langer Feierabend! Der Übergang in den Ruhestand war nicht leicht. So war es denn das Richtige, daß sie gleich die Stätte ihrer Wirksamkeit verließ und auf Reisen ging. Elises Bruder Hermann lebte als Kaufmann in England und hatte einen hübschen Wohnsitz in Bradford. Er hatte sie herzlich eingeladen, ihn und seine Frau zu besuchen, und so verbrachte sie 2 ½ schöne Monate im lieben Geschwisterhause. Da dem Bruder das feuchte Klima in England nicht guttat, verordnete der Arzt ihm einen Aufenthalt in der Schweiz. Elise, von dem dringlichen Wunsche beseelt, noch einmal ein Stück von der herrlichen Gotteswelt zu sehen, beschloß, die Geschwister bis an die Schweizer Grenze zu begleiten und dann allein weiter an den Genfer See zu fahren, wo eine ihrer Nichten verheiratet war. Die Trennung von den Geschwistern war ihr schwer; doch „zum Traurigsein war die Gegend zu schön und ich allein im Coupé — Wonne! — Ich konnte hin und her laufen von einem Fenster zum andern, konnte jauchzen, singen — nichts störte mich. Wie schön, wie schön ist Gottes Welt! Berge, Täler, Schluchten, Triften, Brücken, Wälder, Felsen — alles flog bei meinen Fenstern vorbei. Ich konnte nicht genug schauen und mich wundern und mich freuen.“

Und wie jauchzte sie erst, als alle Bergspitzen brannten in hellen, hohen Flammen! „O nein, o nein! Ihr mögt sein, wo ihr wollt — schöner kann kein Alpenglühen, blauer kein Mittelmeer, herrlicher kein Schöpfungsmorgen sein als dieser!“

Es war, als sei das alte Herz wieder jung geworden vor Freude und Glück. Doch auch diese schöne Zeit ging zu Ende. „Leb wohl, du köstliche Stille! Ihr Berge, ihr Wälder, du glänzender See! Du reine Luft, du lichter, tiefblauer Himmel, ihr schwimmenden Wolken, lebt wohl!“

Nun war sie wieder daheim. Doch, hatte sie ein Heim? In ihrem Bethesda=Stübchen lebte ja jetzt die neue Oberin. Inzwischen aber hatten liebe Menschen ihr eine freundliche Wohnung eingerichtet. Verschiedene Male zwar mußte sie noch umziehen. Da schreibt sie wieder einmal: „Umgezogen! Nicht so sehr der Tag als die 86 Jahre haben mich müde gemacht, und ich sehne mich oft nach *der* Heimat, wo man nicht wieder umziehen muß. Das Umziehen selbst ist mir nicht so unangenehm, es kommt einmal alles von der Stelle: verlorene, verlegte, ja vergessene Sachen kommen ans Tageslicht, und man richtet sich zweckmäßiger ein, als es bisher gewesen. Das ist alles nicht so übel. Aber das Warmwerden im neuen Nest, das geht so schnell nicht.“

Da es nicht ratsam war, in ihrem hohen Alter allein zu wohnen, zog ihre liebe Großnichte Hanna Gleiß, der wir die Herausgabe ihrer Briefe und Tagebuchblätter verdanken, zu ihr und hegte und pflegte die alte Tante Elise mit großer Liebe und Treue. —

Elise liebte ihre Vaterstadt. Doch es war nicht mehr das alte Hamburg ihrer Kinderzeit. Im Laufe

ihres langen Lebens hatte es sich sehr verändert. Wo einstmals schmale Gäßchen und enge Straßen waren, kleine Plätze und schmutzige Kanäle, waren jetzt schmucke Häuser entstanden. „Ja“, meinte sie, „wie ist Hamburg in den Jahren soviel größer und schöner geworden!“ Voll Bewunderung betrachtete sie die breiten Straßen und schönen Häuser, seufzte aber dabei: „Ich kenne euch nicht!“ Das traute Plattdeutsch, damals auch die Sprache der Gebildeten, war dem Hochdeutsch gewichen. Auch die Menschen waren anders geworden. „Was hätten wir damals wohl gesagt“, schreibt sie, „zu Radfahrerinnen, Buchhalterinnen, Telefonistinnen, Ärztinnen usw.! Jetzt ist das alles nichts Besonderes, wird auch wohl noch weitergehen!“ Ach, du liebe Elise Averdieck, was würdest du heute erst sagen zu dieser völlig veränderten Welt mit ihrer Technik, ihrem rasenden Tempo, ihrem Gehetze und Gejage!

Gehetzt und gejagt wurde allerdings damals auch schon, auch Lärm genug gab's, doch anderer Art. „Da rasselten die Wagen übers Straßenpflaster, die Verkäufer schrien, und der Junge tutete auf dem Kuhhorn, und dann kam sogar die Drehorgel mit dem Trompeter!“ Das war das Hamburg von 1900.

Kam dann der Sommer, so flüchtete Elise gern aus der großen Stadt. War sie doch noch nie im Harz gewesen, und dieses Gebirge war ihrer Heimatstadt doch das nächste. Das mußte sie kennenlernen. Verwandte in Ilsenburg hatten sie herzlich eingeladen und freuten sich auf Tante Elise. Ach wie schön waren die rauschenden Tannenwälder, die Quellen, Bächlein und Fließchen! Die plätschernde Ilse hatte es ihr angetan. Wie munter sprang sie um die Felsblöcke

herum und suchte sich den Weg zur Oker! Das Berge-
steigen überließ sie dem jungen Volk. Die Kräfte
reichten nur zu kleinen Spaziergängen oder Ausfahr-
ten, aber nicht etwa wie heute im schnellen Tempo
eines Mercedes oder Autobus, nein, behaglich im
offenen Kutschwagen mit zwei schönen Pferden da-
vor. Das war ein Genuß!

Später blieb Elise lieber in der Nähe. Bis Cuxhaven
war nicht weit. Sie liebte den freien Blick und das
Wasser. „Wir Hamburger sind ja doch de Lüüt von
de Waterkant!“ Begeistert schreibt sie ihre Briefe:

„Die Wiesen sind noch viel grüner als grün, der
Himmel viel blauer, die Sonne viel lichter als in
Hamburg; und die Lerche! O, ihr solltet dieses Ge-
wirbel hören, und wie das Vöglein von Sonnenauf-
gang bis Sonnenuntergang nicht müde wird mit sei-
nem ‚Lobet den Herrn!‘ sich in die Luft hineinzus-
chwingen! Wie schön, wie schön, wie schön! Wenn
ich hundert Seiten voll schriebe, sie könnten euch
doch nicht sagen, wie blau der Himmel, wie grün die
Bäume, wie bunt die Wiesen, wie klar das Wasser,
wie groß die See, wie hell die Sonne ist, und wie
selig, wie freundlich der große Künstler selbst, der
das alles gemacht hat, mir in die Seele hineinschaut.“

Und nun erst die „Ferien“ in Süderhaff in der
Flensburger Förde! Dort hatte ihr ein Bekannter sein
Sommerhaus zur Verfügung gestellt. Viele Jahre hat
Elise dort Frühling und Herbst erlebt. Im Sommer
lebte der Besitzer dort. Zwar mußte sie manchmal
erst ermuntert werden, sich in guter, klarer Luft auf-
zufrischen; aber dann kam doch die Freude:

„Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied
nehmen. Ja, morgen mittag 1 Uhr, so Gott will, per

Eisenbahn nach Flensburg und dann per Dampfboot nach dem lieben, stillen, grünen Süderhaff! Alt bin ich — und müde auch — aber da es nun wirklich dazu zu kommen scheint, freue ich mich doch sehr. O, die See, die weite See und der große Himmel mit seinen viel tausend Sternen, und vor allem die Ruhe und Stille! Wie will ich es genießen! Keine elektrischen Wagen, kein Bierwagen, keine Pack- und Möbel-, keine Sack- und Heuwagen, keine Tanzmusik und Drehorgeln!“

Glückliche Wochen erlebte Elise hier am Ufer des Meeres, die See vor der Tür, den Wald hart hinterm Haus. O ja, die Ostsee mit ihren herrlichen Wäldern! Noch immer pflegte Elise früh aufzustehen, auch in der Sommerfrische:

„Ich halte es mit den Vögeln: früh zu Bett — aber Morgenstunde — Wonnestunde! — Nichts schöner als ein stiller, einsamer Morgen im Sonnenschein!“ —

Und wie gern sah sie des Abends die Sonne im Meer versinken, wenn der ganze Himmel sich golden färbte! Und Mond und Sterne! Wie ganz anders leuchteten sie hier als in der Stadt! Sie schreibt darüber:

„Die Nacht ist hier so schwarz, so schwarz — wie ich sie früher wohl in Hermannsburg gesehen, aber nie bei uns in und um Hamburg. — Da wird ja die Nacht von lauter Laternenglanz verschlungen! — Aber dafür sieht man hier Myriaden von Sternen! O wie freute ich mich, als ich die sah! — Man versteht den kleinen Bauernknaben, der zur Großstadt kam und abends voll Erstaunen sagte: ‚O, ihr habt hier Laternen? Wir haben Sterne!‘ Ja, hier sind Sterne, so mußte ich auch jauchzen. Wie lange hatte

ich keinen Sternenhimmel gesehen! Und hier, alles dunkel und der Sterne so viel tausendmal tausend: groß wie leuchtende Kugeln und klein wie blitzende Funken! Und die ganze Milchstraße — welch eine Pracht! Und da — am Rande des Horizonts wird's heller und heller — der Mond kommt herauf — eine so leuchtende Sichel! — — —“

Ähnliche Worte schreibt sie zum Abschied in das Fremdenbuch der „Villa Martha“:

„Eine Wonnezeit hat der Herr uns hier in Süderhaff in der Villa Martha an der Flensburger Förde durchleben lassen, die wir nie vergessen werden. Es ist hier alles so harmonisch. Alles atmet Friede und Freude und feierliche Stille. — Der hohe Himmel mit seinen silbernen Wölkchen und abends dem glänzenden Mond und den viel tausend blinkenden Sternen, und tief drunten die See! Ach, die See und der unumschränkte weite Blick, den sie bietet, und drauf die so still dahinfliegenden Schiffe mit ihren schneeweißen Segeln, und im Hintergrund die großen Dampfer, die so stolz dahingleiten! — Ade, du weite See! — Ade, du hoher Himmel! — Leb wohl, du grüner Wald! — Leb wohl, du trautes Haus! — Hab Dank, du lieber Herr, für all das Schöne, für die ganze Zeit, da wir so froh gewesen!“ —

Daheim war es nun behaglich am warmen Ofen. Und da steht ja ihr Schreibtisch, an dem sie so viele, viele Briefe geschrieben hat! Das ist auch jetzt noch ihre Lieblingsbeschäftigung. Ihre Briefe sind nie oberflächliches Geplätscher. Sie geht immer in die Tiefe. Irgendein gutes Wort, eine Lebensweisheit ist immer darin. Aus der Erfahrung ihres langen Lebens weiß sie zu raten, zu trösten, aufzurichten. Wie manchen

seelsorgerlichen Brief hat sie geschrieben, an ihre Patenkinder, junge Eheleute, Schwestern und Lehrerinnen! Daß in ihren Briefen der Humor nicht fehlte, hat der Leser wohl bereits gemerkt. Die Heiterkeit hatte sie sich bewahrt, und die beiden sind ja Geschwister. Schreibt sie, die Naturfreundin, Briefe von ihren Reisen, so klingen sie stets in dem Lobpreis des Schöpfers aus, der das alles so schön gemacht hat.

Nun blieb sie daheim. „Ich sitz' allein — im Sonnenschein — im Stübelein —, was könnt' es Schön'res geben!“ — Doch das Altsein ist nicht leicht. Es ist eine schwere Aufgabe: „die höchste Kunst, mit frohem Herzen alt zu werden“. Eine 84jährige schickte ihr ein Gedicht, das Elise oft in ihren Briefen anführt. Dieses Gedicht von Sophie Griesinger hat schon manchen alten Menschen erquickt und gestärkt. Drum möge es hier eingefügt werden:

Die größte Kunst

Was ist die größte Kunst auf Erden?
Mit frohem Herzen alt zu werden,
zu ruhen, wo man schaffen möchte,
zu schweigen, wo man ist im Rechte;
zu hoffen, wo man am Verzagen,
gehorsam still sein Kreuz zu tragen
und neidlos andere zu sehn,
die rüstig Gottes Wege gehn.
Die Hände in den Schoß zu legen
und sich in Ruhe lassen pflegen
und, wo man sonst gern hilfreich war,
sich nun in Demut machen klar,
daß uns die Schwachheit überkommen,
wir nichts mehr sind zu andrer Frommen,
und dabei still und freundlich doch

zu gehn im gottgesandten Joch.
Was kann uns diesen Frieden geben?
Wenn wir des festen Glaubens leben,
daß solche Last, von Gott gesandt,
uns bilden soll fürs Heimatland,
ein letzter Schliff fürs alte Herz,
zu lösen uns von allem Schmerz
und von den Banden dieser Welt,
die uns so fest umfassen hält.
Die Kunst lernt keiner völlig aus,
drum gibt's noch manchen harten Strauß
in alten Tagen durchzukämpfen,
bis wir des Herzens Unruh' dämpfen
und willig uns ergeben drein,
in stiller Demut nichts zu sein.
Dann hat uns Gott nach Gnadenart
die beste Arbeit aufgespart:
Kannst du nicht regen mehr die Hände,
kannst du sie falten ohne Ende,
herabziehn lauter Himmelssegen
auf all die Deinen allerwegen;
und ist die Arbeit auch getan,
und naht die letzte Stund' heran,
von oben eine Stimme spricht:
„Komm, du bist mein; ich laß dich nicht!“

Wie Elise selber ihr Alter empfand, zeigt uns folgender wundervolle Brief, den sie an eine Freundin schrieb:

Liebe Mathilde!

Du fragst, ob Elise Averdick gar keine Altersgebrechen kennt? — Na, Du solltest sie einmal sehen! — Vor siebzig Jahren (das kannst Du freilich nicht wissen), da war ich eine lange, dünne, schlanke Dirne, wie eine junge Tanne oder Pappel; konnte mich beu-

gen bis zur Erde und wieder emporschnellen wie ein Frosch, alle Gelenke gehorchten auf meinen Wink. —

Vor sechzig Jahren war schon mehr Festigkeit in die Knochen gekommen, der Baum hatte Mark, war mehr wie eine Buche oder Ulme.

Vor fünfzig Jahren, da ging die Kraft noch immer aufwärts. Tausend, was konnte ich laufen, arbeiten, schleppen, und mit welcher Leichtigkeit und Freude!

Vor vierzig Jahren, da merkte ich noch keine Veränderung, da war ich fünfzig Jahre alt, da hieß es: „Stille stahn!“, oder wie andere sagen: „Geht auch noch an!“ —

Vor dreißig Jahren, da war nicht viel Schlankes mehr zu sehen, da wurden Stamm und Äste eckig, knorrig, steif — man mußte sich anstrengen. Da hieß es: „Sechzig Jahr' geht's Alter an.“ — Erst fühlte ich nicht viel davon, aber, aber, nach und nach meldete es sich. Der ganze Baum ward trocken, die Äste und Zweige brachen; die Bäume rechts und links wurden abgehauen, der rauhe Wind schüttelte den einsamen Baum. Er war nicht mehr schlank und biegsam, er wurde zusammengedrückt, war nichts mehr nütze. —

Und als ich ihn vor zwanzig oder gar vor zehn Jahren ansah, da war aus der Tanne, Pappel, Buche, Ulme so ein halb erstorbener Kastanien- und Eichbaum geworden; und zuletzt — — solltest ihn nur einmal sehen: jetzt ist's ein kleines, krummes, schiefes Wacholdergestrüpp geworden. —

Ja, was soll ich sagen? Das Wacholdergestrüpp soll dankbar sein, daß es noch am Boden kriechen kann, und das ist es auch, ist ganz zufrieden und kann herzlich über sich lachen, wenn es sich unterwegs zufällig in einem Spiegelfenster zu sehen bekommt, den

Stock in der rechten Hand, die Führerin am linken Arm. — Da denke ich: „Ach, was für eine kleine, krumme Frau!“ Plötzlich erkenne ich: das ist ja die lange, schlanke Tante Elise, geboren 1808! — Ja, ja, so vertrocknet man! —

Aber eins ist Grund aller Heiterkeit: das Herz ist so ziemlich unberührt geblieben bei allen Veränderungen. Vor siebzig bis achtzig Jahren war es frisch und fröhlich, und so ist's geblieben. Es hat gewünscht, erwartet, gehofft, fort und fort, trotz aller Enttäuschungen — — bis der bei mir Wohnung machte, der alles in allem erfüllt. — Da hatten die Enttäuschungen ein Ende. — Alles diente zu meiner Vollendung, zu meiner Seligkeit; und so wurde jeden Morgen neue Freude, neuer Frieden über mich ausgeschüttet — — und ich konnte (wenn's auch nicht immer ohne Tränen abging) immer danken und fröhlich sein, immer mich freuen und danken und immer meinen heißgeliebten Einwohner bitten: Bleibe bei mir; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget! — Und er wird's tun, denn er hat mich lieb! —

Es tut ja auch not; denn, denke Dir, all meine große Dienerschaft, alle haben mir gekündigt, nach jetziger Mode. Ich habe freilich die Kündigung nicht angenommen, habe gesagt: „Bewahre, wer mir so lange treu gedient hat, den sollte ich entlassen? Nein, daraus wird nichts! — Ihr sollt volle Freiheit haben, so viel oder so wenig tun, wie ihr wollt, aber verlaßt mich nicht!“ — Der neue Kontrakt ist angenommen.

Will ich nun morgens mein Bett machen, habe kaum das Bettzeug abgelegt, da rufen gleich drei oder vier: „Mag nicht mehr, kann nicht mehr!“ —

so muß ich es aufgeben und Kaffee trinken; vielleicht sind sie nachher so stark und so gütig, es fertigzumachen; wenn nicht, da muß meine treue Pflegerin helfend beispringen. Dann will ich meine Andacht lesen: ein Kapitel geht; beim zweiten rufen die Augen: „Mag nicht mehr!“, ich lege das Buch weg und hole meine Nähmaschine — da jammern die Arme: „Sie ist so schwer!“ — aber sie bringen sie doch vom Ofen bis zum Fenster (vor sechzig Jahren hätten sie sie mit Leichtigkeit nach Altona getragen). Nun, ich bin froh, sie steht vor mir, und ich kann nähen. Kaum eine Stunde haben mir Hände und Augen gedient, da kann die rechte Hand nicht mehr drehen, die linke nicht halten, die Augen nicht sehen — also Pause — nun will ich einen Gesang auswendig lernen. Der erste Vers geht vortrefflich, der zweite etwas schwieriger, der dritte — nicht möglich! Der Kopf ruft: „Kann nicht mehr, kann nicht mehr!“, und alle Gedanken vertündern sich. Also — aufhören!

Nun kommt das Frühstück — ei, Braten, Radieschen, Schinken — ja, das sieht hübsch aus — aber meine 24 bis 30 kleinen, treuen Knechte, die mir immer kräftig gedient und nie wehgetan haben, sie sind alle, sage alle, davongelaufen! Wie soll ich denn nun vorlesen, sprechen, kauen? Ich muß die Herrlichkeiten ansehen und stillschweigen. Das könnte ich auch gern; denn die andern sprechen völlig genug, ich kann's nur nicht verstehen, denn die Ohren empören sich und rufen: „Kann nicht und mag nicht und will nicht!“ Also, ich muß mich fügen und in mein einsam Stübchen gehen. — Na, davon könnte ich noch einige Seiten voll schreiben; aber das wird langweilig.

Dabei machen Knechte und Mägde solche Ansprüche. Rücken und Bein verlangen einen Stock, die Augen eine Brille, die gichtischen Hände ein Pflaster, Hüfte und Kniegelenk einen Stiefelknecht; denn der Fuß kann sich nicht bis zur Hand erheben usw. — der eine will dies, der andere das. —

Meinst Du, ich solle einmal brummen und schelten? — Nein, ja nicht! Die ganze Dienerschaft ist ja im vollen Recht. Wer mir über neunzig Jahre ohne Unterbrechung und (wie es jetzt keine Mode ist) ganz ohne Ferienzeit treu gedient hat, ist der nicht berechtigt, auf Ruhe und Freiheit Anspruch zu machen? — Gewiß! — Darum gehe ich mit höchster Freundlichkeit und Gefälligkeit mit ihnen um. Sie bedanken sich bei mir, ich bei ihnen, und wir zusammen beim lieben Gott; und so leben wir in Frieden und Heiterkeit einen Tag nach dem andern, bis der Vater uns ruft, daß wir bei ihm ausruhen. Elise.

Trotz der gichtischen Hände wurden noch alle Briefe beantwortet:

„Wie mir die Kälte gefällt? Schön und schlecht! — Schön, wenn der Schnee liegen bleibt, dann ist alles so weiß und still — schlecht, wenn er schmilzt, dann ist alles so schmutzig und laut. Schön — wenn ich beim warmen Ofen sitze und draußen die Sonne scheint; schlecht — wenn ich im warmen Bette doch nicht warm werden kann. Schön — wenn ich laufen könnte wie vor 70 Jahren; schlecht — weil ich humpeln und schleichen muß Anno 1900. Schön — weil die Tage täglich zunehmen; schlecht — weil das Frühjahr noch so fern ist. Schön — weil's der liebe Gott nun einmal so eingerichtet hat; schlecht — weil so manche Leute drum brummen. Also, getrost und

fröhlich weiter! Der Januar ist schon halb fertig, dann kommt der Februar, wo der Saft in die Bäume tritt — da fängt es an zu duften, und so geht es weiter, bis die Bäume blühen und die Erdbeeren reif werden, und so fliegt es durch die Jahre, und wir fliegen mit!“ —

Gefragt, wie es ihr gehe, antwortete sie, sie sei fröhlich, frisch und voll Frieden. Wohl dem, der so sprechen kann! Der hat „die höchste Kunst auf Erden“ gelernt und darf einmal im Frieden heimgehen.

Waren Kopf und Hände vom Schreiben müde, so saß Elise im Lehnstuhl am Fenster und blätterte in dem Bilderbuch ihres Lebens. Wieviel gab es da zu „lesen“!

„Mir ist's oft, als ginge ich in einem schönen Blumengarten, wenn die verlebten Jahre an meinem Gedächtnis vorüberziehen wie lauter Bilder im Festgewande. — Es haben ja freilich die Dornen und Disteln nicht gefehlt, und das Unkraut hat oft viel Mühe gemacht, aber doch gerade diese Mischung, alles von Liebeshand bereitet, hat das Ganze so schön gemacht, und ich möchte keine schwere Stunde entbehren; denn sie predigen schließlich doch alle von Gottes Liebe, Gnade und Treue.“ —

Die letzten Jahre

Der 90. Geburtstag kam. In der sonst so stillen Straße wurde es lebendig. Für gewöhnlich sah man dort nur Post- und Bierwagen; doch heute fuhren fünf feine Wagen einer nach dem andern vors Haus. Der erste war die Senatskutsche mit zwei dunkel-

braunen, prachtvollen Pferden davor mit silbernem Geschirr. An beiden Wagentüren prangte ein silbernes Hamburger Wappen; vorn ein hoher Kutscherbock, darüber eine dunkle Tuchdecke mit silbernen Tressen, auch geziert mit dem Hamburger Wappen. Kutscher und Diener waren in Galalivree. Im Wagen saß der Bürgermeister.

Eine Menge Herren traten ein, voran der Bürgermeister, dann der Senator. Beide fanden ehrende, herzliche Worte für die 90jährige, die Elise gar nicht verdient zu haben glaubte. Der Pastor von Bethesda und die Oberin brachten ihre Segenswünsche. Ersterer überreichte ihr Gruß und Segenswunsch der deutschen Kaiserin und deren Bild mit eigenhändiger Unterschrift.

Doch nun kam das Schönste! Füßegetrippel auf dem Vorplatz, Gemurmelpfeifen vor der Tür! Die Tür öffnete sich, und herein kam eine Schar älterer Herren in langer Reihe, immer zwei und zwei, als seien es Schulknaben. Und sie waren es wirklich, ihre „lieben Jungs“ von anno dazumal! Singend kamen sie herein:

„A, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, w, x, y, z, o weh! Ich kann nicht begreifen das A B C.“

Und Elise stimmte jubelnd mit ein, nach 50 Jahren! Ihre Jungen waren inzwischen Väter und Großväter geworden, Pastoren, Doktoren, Professoren, und trugen Vollbärte nach damaliger Mode. Und doch kannte sie sie wieder, sie, die einst blonde Lockenköpfe im Knabenkittel waren, mit der Schulmappe auf dem Rücken! Erinnerungen wurden aufgefrischt. „Weißt du noch? Weißt du noch?“ Ja, Elise wußte noch. Alles stand wieder lebendig vor ihrer Seele. Der eine

wußte dies, der andere das zu erzählen. Wie schön waren die häufigen Ausflüge nach Wandsbek gewesen, wo sie am Denkmal des „Wandsbecker Boten“ gelagert und ihr Frühstücksbrot verzehrt hatten! Sie kannten ihn gut, ihren Matthias Claudius! Wie oft hatten sie seine Lieder gesungen und hier auch am helllichten Tage: „Der Mond ist aufgegangen“ mit ihren frischen Kinderstimmen in die Welt geschmettert! Auch viele seiner anderen Gedichte hatten sie bei Elise gelernt: „Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer“ und das „Kartoffellied“: „Schön rötlich die Kartoffeln sind und weiß wie Alabaster“. Das schönste Lied aber war doch für die Jungen das vom Riesen Goliath und kleinen David. Wie freuten sie sich jedesmal, wenn sie an die Stelle kamen: „Da fiel der große Esel hin, so lang und dick er war“, und Elise lachte herzlich mit. Das war was für die Jungen! —

Einer der alten Herren hatte sein Zeugnisbuch mitgebracht und sagte etwas verlegen: „Elise, ich habe auch mein altes Zeugnisbuch mitgebracht — und mein ‚Gott schuf die Welt‘.“ Elise war überwältigt. Sein erstes Zeugnisbuch und sein erstes Lesebuch hatte er so in Ehren gehalten! Das zeigte doch, wie lieb er die erste Kinderschule gehabt hatte. Mancher Jungensstreich wurde zum besten gegeben. Das gab viel Kurzweil und Lachen. Zum Schluß stimmte Elise noch ein Lied an, das sie mit ihren lieben Jungen so oft gesungen hatte, und von dem heute ihr Herz so ganz erfüllt war: „Wie groß ist des Allmächt’gen Güte!“ —

Es wurde wieder still um Elise. Würde nun bald der ewige Feierabend kommen? Noch nicht! Hatte der große Meister noch an ihr zu schleifen? So wollte

sie ihm denn stillehalten, bis er sie rief. Sie war bereit; „denn der ist zum Sterben fertig, der sich lebend zu dir hält“. — — —

Überall in Hamburg schien man sich für die nun bald Hundertjährige zu interessieren. Sie überfielen sie förmlich in ihrem stillen Altersstübchen. Man wollte ein Bild von ihr.

„Ich weiß gar nicht, was ich den Menschen getan habe, daß sie so unbarmherzig mit mir umgehen. Hab' immer still im Winkelchen gesessen, mich nur gefreut, daß die Kinder allerorten meine lieben Meilers so lieb hatten, und daß die alten Schwestern ihr Mütterchen nicht vergaßen und sie lieb hatten trotz all ihrer Wunderlichkeit. — Mit einemmal werde ich aus meinem Winkelchen hervorgezerrt: die einen photographieren mich, die andern zeichnen mich; wieder andere malen mich, groß und klein, reden mit mir und von mir, drucken meinen Namen, wollen mich radieren und in, ich weiß nicht, wieviel Exemplaren vervielfältigen! Da soll ich wie ein Hansnarr in Hamburg herumlaufen: hier aufgehängt, da ange-nagelt, da zum Beschauen ausgelegt werden — — — danke für solche Ehre! — Aber alles Protestieren hilft nichts, macht die Sache nur ärger, und ich Arme seufze unter dem Druck!“

Doch wir — wir freuen uns, daß wir ein Bild von ihr haben, und betrachten sie gern, die liebe Alte in dem weißen Haar und der Schwesternhaube. Welch ein Friede liegt in den lieben Zügen!

Müde von der langen Wanderschaft durfte sie dann endlich am 7. November 1907, kurz vor ihrem 100. Geburtstag, den Pilgerstab niederlegen und eingehen in den ewigen Frieden.

Ein reichgesegnetes Leben war zu Ende gegangen. Ströme lebendigen Wassers waren von Elise Averdiecks geheiligter Persönlichkeit ausgegangen. Und so wären wir denn wieder bei dem Worte angelangt, das wir zu Anfang über ihr Leben setzten, und das sich an ihr so sichtbar erfüllt hat:

„Ich will dich segnen,
und du sollst ein Segen sein!“

Benutzte Literatur

Elise Averdieck. Lebenserinnerungen. Herausgegeben von Hanna Gleiß. I. Bd. 1908. II. Bd. 1912.

Fröhlich, frisch und voll Frieden. Herausgegeben von Hanna Gleiß. Hamburg 1910.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

